

Hans Hyan
Das Ende des
Kriminalkommissars



Albert Bonnier's **30** Pfennig
Bücherei
(40 Heller)

Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Das Ende des Kriminalkommissars

Der falsche Schein

Zwei Erzählungen

von

Hans Hyan

Nach der Erstausgabe, erschienenen
im Verlag Albert Bonnier, Leipzig
[1913]

Hans Nyman

Das Ende des
Kriminalkommissars
Der falsche Schein

Zwei Erzählungen
von
Hans Hyan



Albert Bonnier, Verlag, Leipzig

Das Ende des Kriminalkommissars

1.

Mark Welton, der berühmte Detektiv, hatte wegen der Auslieferung eines internationalen Warenschwindlers in Hamburg zu tun gehabt und war willens, noch an diesem Tage nach Liverpool abzdampfen, wo eine neue große Sache in seine Hände gelegt werden sollte. Vorher aber wollte er seinen alten Freund Dammann besuchen, einen der berühmtesten Kriminalkommissare des Kontinents.

Dieser Mann hätte es an Kraft und Gewandtheit mit jedem Athleten aufnehmen können, er überragte aber auch durch seine Findigkeit und Kombinationsgabe die meisten seiner Kollegen. Vom Glück begünstigt, wie es ein erfolgreicher Diebesfänger nun einmal sein muß, hatte er Erfolge zu verzeichnen, wie kaum ein anderer, und genoß deshalb bei seiner Behörde auch alle möglichen Bevorzugungen.

Als Mark Welton sich auf dem Hamburger Stadthaus nach ihm erkundigte, hieß es, der Kommissar sei schon seit Tagen unsichtbar. Der Detektiv müsse, wenn er seinen Freund sprechen wolle, die Kaschemmen absuchen.

„Aber passen Sie scharf auf,“ sagte der Beamte, mit dem Mark Welton sprach, „denn in welcher Verkleidung er heute wieder steckt, das weiß keiner!“

Natürlich nahm Mark Welton auch eine Umwandlung seines äußeren Menschen vor, ehe er sich auf diesen nicht ganz ungefährlichen Weg begab.

Der Portier des kleinen Gasthofes, den Mark Welton stets frequentierte, wenn er in Hamburg war, erkannte den Detektiv nicht, als er zehn Minuten nach dem Hinaufgehen die Hotelstiege wieder herunterkam. Der Mann sprach ihn als Mister King an. Das war ein Fremder, der neben Mark Welton wohnte, und dessen echt angelsächsisches Wesen der Detektiv mit einer fabelhaften Treffsicherheit kopierte.

So war es denn ein richtiger Engländer, mit hellbraun gestreiftem Anzug und dunkelroter Leibwäsche, der, die Reisemütze auf dem

blonden Kopf, den alten Steinweg hinabging und, wie er an dem „Hamburger Zitherkeller“ vorbeikam, zögernd stehen blieb.

Auf der obersten Treppenstufe stand dort ein hübsches schwarzköpfiges Schenkmädel, das ihn anlachte.

Mark Welton kopierte sehr geschickt den Schüchternen, der sich doch in seinem Herzen nach roten Lippen und nach Küssen sehnt. Nach einigem Umblicken und Kokettieren drehte er sich um und ging zurück, nach dem Kellerlokal, über dessen Eingang der Name: Hinrich Karsten stand.

Das Mädchen kam mit herunter, brachte ihm Bier und ließ sich auch seine Scherze gefallen, stieg dann aber die Kellertreppe wieder hinauf und blickte, oben stehen bleibend, die Straße hinauf nach St. Pauli.

Es dauerte nicht lange, da kam eine schwarzgekleidete, verschleierte Frau an dem Mädchen rasch vorbei, ging die Kellertreppe herunter und verschwand hinter dem Schenktisch durch eine Glastür.

Diese Frau fiel dem Detektiv auf. Mit seinem scharfen Witterungsvermögen merkte er, daß das Warten des Mädchens, das rasche Kommen der Frau und ihr ohne jeden Gruß Durch-den-Kellergehen hier in dieser recht zweifelhaften Umgebung etwas zu bedeuten habe.

Indem stolperte wieder jemand die Kellertreppe herunter. Ein großer, schmieriger Kerl, der aussah wie einer von den Abfallsuchern, die sich auf den Stätteplätzen herumtreiben und von dem leben, was ihre Nebenmenschen wegwerfen. Der Mann torkelte und schien schwer betrunken.

Er schob gerade auf Mark Welton los, und dieser erkannte in dem dreckigen Gesicht unter der fettigen, bestaubten, alten Krempe sofort seinen Freund Dammann, den Kommissar.

Der Lumpensammler, einem wirklich Betrunkenen zum Verwechseln ähnlich, stemmte die Fäuste auf Mark Weltons Tisch und sagte lallend:

„Bier will ich haben! ... Bier!“

Mark Welton lachte.

„Da müssen Sie schon ein Haus weitergehen, junger Mann ... übrigens glaube ich, Sie haben schon genug.“

„Halt's Maul!“ sagte der andere lallend und sank auf ein altes, defektes Ledersofa hin.

Mark Welton sagte zu dem Mädchen, das gerade Bier einschenkte:

„Sie werden dem Mann doch nichts mehr verabreichen?“

„Wenn er Durst hat?“ meinte sie schnippisch.

„Wat will der Kerl?“ grunzte der Lumpensammler, und auf das Bier sehend, setzte er hinzu:

„Schnaps will ick haben!“

Der Kümmel in der großen Flasche war alle, das Mädchen mußte neuen holen. Kaum war sie fort, so flüsterte der Kommissar:

„Mark Welton!“

„Ja.“

„Bleibe hier! ... 'ne große Sache!“

„Well,“ sagte der Detektiv.

Indem trat das Mädchel wieder ein und brachte den Schnaps.

Der Lumpensammler trank das große Glas in einem Zuge leer, dann fiel er nach ein paar krampfhaften Versuchen, sich aufrecht zu erhalten, mit dem Kopf auf den Tisch und schlief ein.

Mark Welton bestellte noch ein Glas Bier. Aber es kam ihm vor, als zögere die Kellnerin, ihm das zu bringen. Wie er eine Weile so gesessen und in die Zeitung geblickt hatte, die auf dem Tische lag, kam der Wirt des Zitherkellers von der Straße herein, ein geschneigelter Mensch, mit großem Siegelring und einer dicken Goldkette über der bunten Weste, von ungewöhnlich rohem Gesichtsausdruck. Er trug Hausschuhe, weit fort konnte er also nicht gewesen sein. Er ging an den Schlafenden heran, rüttelte ihn und rief:

„Hier ist keine Penne!“

Der Lumpensammler bewegte sich gar nicht.

Da ließ ihn der Wirt in Ruhe und sagte zu Mark Welton gewendet:

„Jetzt macht's ja nichts, aber abends kann das nicht passieren. Da ist hier alles voll.“ Danach verschwand er in der nach hinten führenden Glastür.

Mark Welton überlegte, was sein Freund Dammann hier wohl für eine Sache vorhaben könnte. Da fiel sein Auge auf einen Artikel in der Zeitung, der „*Ein flüchtiger Bankräuber*“ überschrieben war.

Der Detektiv, den das natürlich interessierte, las:

„In der Illinoisbank im Staate Neuyork ist von einem unbekanntem Individuum der Geschäftsinhaber, der sich gerade allein in dem Office befand, überfallen und beraubt worden. Der Räuber, der dem Bankier eine Schlinge über den Kopf warf und so lange würgte, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, muß eine sehr bedeutende

Geldsumme mit fortgenommen haben. Der Bankier, der glücklicherweise noch gerettet werden konnte, hat von alledem nichts gesehen. Er weiß auch keine Angaben über die Person des Verbrechers zu machen. Dieser scheint sich über das große Wasser nach dem Kontinent geflüchtet zu haben. Eine schwache Spur verdankt man einigen Leuten, die gesehen haben wollen, wie kurz vorher ein Mann, der wie ein Methodist gekleidet war, in das Geschäft hineinging.“

Mark Welton überlegte: das „wie ein Methodist gekleidet“ sollte jedenfalls auf das Äußere eines Geistlichen hinweisen. Es handelte sich sicherlich um einen jener gewiegten Gauner, die ihre Verbrechen wohl überlegen und nach einem glücklich ausgeführten Coup den Schauplatz ihrer Tätigkeit sofort verlassen. Es war gar nicht ausgeschlossen, daß dieser Bankkiller der Mann war, auf den sein Freund Dammann hier lauerte.

Inzwischen hatte der Zitherwirt eines der Instrumente, nach welchen sein Lokal hieß, aus dem Schrank genommen, um eine von jenen Tirolerweisen zu spielen, wie man sie an solchen Orten oft hört. Er spielte mit einer ziemlichen Fertigkeit, und kaum erklangen die ersten Töne, da trat die schwarzgekleidete Frau aus dem Hinterraum wieder in den Keller. Eine ganze Weile verhielt sie sich hinter dem Schenktisch, wo es jetzt, da sich draußen schon der Abend herniedersenkte, ziemlich dunkel war.

Mark Welton versuchte, voller Interesse für diese Frau, ihr Äußeres besser zu erkennen, war aber nicht imstande, mehr als ein fettes, ziemlich häßliches Gesicht herauszufinden; was er deutlich bemerkte und auch schon vorhin gesehen hatte, war ihr ziemlich hellblondes und sehr kurzlockiges Haar.

Indem hörte Mark Welton neben sich ein Gähnen und sah lächelnd, wie der Lumpensammler die Arme reckte und den Mund aufriß, als wolle er den ganzen Keller verschlingen. Aber das Lächeln erstarb auf den Lippen des Detektivs, als seine Augen jetzt denen des Kommissars begegneten. Darin stand deutlich zu lesen:

„Paß auf, sei auf der Hut!“

Was denn, was war denn nur? ... Was wollte Dammann damit sagen?

Mark Welton bemerkte, wie die schwarzgekleidete Frau hinter dem Ladentisch die Schenkamsell umfaßte, und wie die sich lachend wehrte ... Was haben denn die beiden Weiber? ... Waren das vielleicht Schwestern? Auf wen lauerte denn der Kommissar hier? ... War der

Erwartete schon hier, oder sollte er erst kommen? Indem trat die schwarzgekleidete Frau zu dem immer noch Zitherspielenden heran und sprach leise mit ihm.

Der Lumpensammler hatte sich erhoben, legte schimpfend das Geld für seine Zeche auf den Tisch und sah nach der Frau hin, die in demselben Moment auch ihn anblickte.

Plötzlich ging sie zurück – wobei Mark Welton ihr eigentümlicher Gang auffiel – und hatte offenbar die Absicht, in der nach hinten führenden Tür zu verschwinden.

Aber sie hatte noch nicht den zweiten Schritt getan, als der Kommissar mit einem einzigen Sprung an der Tonbank war und darüber hinweg nach der Frau griff, die sich zurückwarf und durch den Anprall ihres Körpers die Fensterscheibe in der Tür zersplitterte.

„Was wollen Sie denn?“ schrie sie und bemühte sich mit aller Kraft, frei zu kommen. Doch die Faust des Kommissars krallte zu fest in ihrem Kleide.

Jetzt riß das Weib ein Stilett hervor und stach rücksichtslos auf den Beamten ein, während der ebenfalls hinzuspringende Zitherwirt mit einem Totschläger auf den Kommissar von hinten einhieb.

Den Wirt warf eine furchtbare Maulschelle von Weltons Hand zur Seite, und wie ein Tiger sprang der Detektiv über den Ladentisch. Sein Arm parierte geschickt den Stoß, den das Weib mit dem Stilett nach ihm führte, und ein schwerer Hieb gegen das Ohr ließ die Schwarzgekleidete taumeln. Im nächsten Moment war der Detektiv über ihr, der die Waffe entfallen war, und die sich nun vergeblich mit den Fäusten zu wehren suchte.

Der Kommissar rang vor dem Ladentisch mit dem Wirt, der wieder auf den Beinen war und hatte außerdem genug zu tun, sich durch Fußstöße und Tritte das Schenkmädchen vom Leibe zu halten. Mark Welton sah, wie schwierig die Situation seines Freundes war, und vielleicht wurde dadurch einen Augenblick seine Aufmerksamkeit abgelenkt – plötzlich hatte die Schwarzgekleidete sich losgerungen, die Tür aufgerissen und wollte eben hinaus, als Mark Welton rücksichtslos die Tür, zwischen der sie sich befand, zuklemmte.

„Halt sie ja fest!“ schrie Dammann.

Doch auch er hatte jetzt einen schweren Stand. Der Wirt des Zitherkellers war losgekommen und hatte von dem schwarzhaarigen

Mädel das Brotmesser erhalten, mit dem er nun wie ein Rasender auf den Kriminalkommissar eindrang.

„Du willst’s nicht anders! Du willst’s nicht anders!“ schrie der Kommissar, riß seinen Revolver hervor und schoß.

Mitten in die Stirn getroffen, fiel der Wirt, die Arme weit ausbreitend, als wolle er noch im Tode seinen Gegner umklammern, vornüber auf die Erde.

Das Mädel stürzte heulend die Treppe hinauf auf die Straße und durchbrach die Menschenmenge, die sich angesammelt und von der niemand den Mut hatte, in diesen vom Toben erfüllten Keller hinabzudringen.

Doch! Da waren ein paar Schutzleute! Sie kamen gerade, als Mark Welton mit dem heftig blutenden Kommissar die Schwarzgekleidete, die sich fast mit übermenschlichen Kräften wehrte, niedergezwungen und gebunden hatten.

Jetzt, wo sie ohne Hut und Schleier, vorn am Kellereingang im Scheine des Abendlichts lag, da sah man, daß in dem Frauenkleid, dessen ausgestopfter Busen im Kampfe ganz auf die Seite gerutscht war, ein Mann steckte.

Mark Welton verband seinem Freund mit dem Zeug, das er in seiner Taschenapotheke stets bei sich trug, so gut es ging, die Wunde und sagte:

„Du suchst den Bankräuber aus Neuyork, nicht wahr?“

Der Kommissar nickte und wies auf den Verbrecher.

„Das ist er!“

Und zu dem Gebundenen sich wendend, setzte er hinzu:

„Du bist ein gebürtiger Hamburger, mein Junge, und heißt Karsten? ... ebenso wie dein lieber Bruder, der da liegt!“

Er wies dabei auf den Erschossenen, dessen Gesicht jetzt ganz mit geronnenem Blut bedeckt, schrecklich anzusehen war.

Des Verbrechers Antlitz wurde zu einer Fratze der Wut, als er sich erkannt sah. Er biß die Zähne aufeinander, daß man sie knirschen hörte, sagte aber kein Wort.

„Und wer war das Mädel?“ fragte der Kommissar, der wohl wußte, daß er keine Antwort erhalten würde.

„Na, laß man, mein Junge, die kriegen wir auch noch.“

Dann ließ er durch einen Schutzmann einen Wagen holen.

Mark Welton warf den Verbrecher wie einen Sack hinein, und sie fuhren mit ihrem Gefangenen davon.

Ein Uniformierter hatte neben dem Kutscher auf dem Bock Platz genommen. Der andere Polizist blieb als Deckposten bei dem am Boden liegenden Zitherwirt, bis der Arzt kam, der nur noch den Tod konstatieren konnte, worauf der Leichnam nach der Morgue gebracht wurde. Dann wurde das Lokal polizeilich geschlossen.

Die Menge verlief sich und es wurde Nacht.

Da kam scheu wie ein Wild, das die Nähe des Jägers wittert, eine schlanke Gestalt die Straße herauf: das Schenkmädchen. Sie schlüpfte über den Hof und stieg durch's Fenster in den Keller hinein und suchte den Leichnam des toten Wirts, der ihr Liebster gewesen war. Wehklagend irrte sie umher und lief wieder in die Nacht hinaus mit wilden Racheschwüren im Herzen.

2.

Im Gefängnishofe der Fuhlsbüttler Anstalt patrouillierte der Posten im schnellen Schritt. Die Gefangenen mochten tun was sie wollten in dieser Sturmnacht, er hatte keine Lust, ihretwegen zu frieren!

So konnte er auch das Knarren nicht hören, mit dem oben in der zweiten Etage ein Fenster herabgelassen wurde, durch dessen Spalte alsdann ein blasses Gesicht sich hindurchschob, um gleich wieder zu verschwinden.

Der Aufseher von der zweiten Station hatte in Zelle Nr. 281 vorschriftsmäßig noch alles geprüft, ehe er abends, als das Licht im Gefängnis erlosch, den Schlüssel im schweren Stahlschloß zweimal herumdrehte.

Nur hinter der Kiste, in der sich das Material zum Zigarrenmachen befand, dahinter hatte er nicht nachgesehen. Und gerade da befand sich das Loch, welches der Zelleninsasse mit so viel Beharrlichkeit und List in die Wand gebohrt hatte. Noch standen die Steine darin, aber Putz und Bewurf waren fort, und man hatte nur notwendig, die Ziegel herauszunehmen, damit ein Mann sich hindurchzwängen konnte.

Und jetzt schob er sich hindurch, in die Nachbarzelle hinein. Und dort im blassen Schimmer, den die inmitten des Hofes stehende Laterne hergab, unterhielten die beiden Verbrecher sich, die die Absicht zueinander geführt hatte, aus dem Gefängnis zu entfliehen.

„Es ist doch gut, daß es eine Klopfsprache gibt,“ sagte der Kleinere, eine untersetzte Gestalt mit mächtigem Brustkasten.

Dann fingen sie an, vorsichtig, aber mit der größten Zähigkeit an den Stäben des Eisengitters vorm Zellenfenster zu biegen. Die hatte der Lange, der eben durch die Mauer gekrochen war, in vielen Tagen mit einer mühevoll aus einem Stückchen Stahlblech gefertigten Feile durchsägt. Der Kleinere, kein anderer als jener, durch die Bemühungen von Mark Welton und dem Kriminalkommissar Dammann hierher gebrachte Bankräuber aus Illinois, lachte während der Arbeit leise in sich hinein.

„Hätte nicht gedacht, daß ich so bald hier einen Bekannten von drüben treffen würde ... wieviel hast du eigentlich noch abzureißen?“

Der andere gehörte zu den Leuten, die sich in der gezwungenen Einsamkeit ihrer Zelle das Sprechen so gut wie abgewöhnt haben.

„Lebenslänglich,“ sagte er einsilbig.

„Was?!“ der Bankräuber erschrak, „weswegen denn?“

„Mord!“

Georg Karsten, den seine Freunde jenseits des großen Wassers auch „Tommy Fix“ oder das „Opossum“ nannten, und der wahrlich keine allzu zart besaitete Natur war – diesem schweren Verbrecher war es doch, als fasse ihn eine kalte Faust in den Nacken, wie das schlimme und so unendlich viel bedeutende Wort so eintönig und so gelassen von den Lippen des Komplizen kam. Er sah das blutüberströmte Gesicht seines erschossenen Bruders vor sich, und wie eine Ahnung eines einstigen fürchterlichen Endes stieg es vor seinem Geiste empor. Aber das war nur ein Augenblick, dann hatte er diese schreckensvollen Empfindungen überwunden. Das Gitter war losgedreht und sie befestigten es nun wieder, damit der Nachtaufseher nicht zu früh Wind bekäme.

Dann kroch der Mörder schleunigst wieder durch das Loch in der Wand in seine Zelle zurück, stellte die herausgehobenen Steine an ihren Platz und die Tabakskiste davor, um so auf seinem Bette liegend die Revision abzuwarten.

In einer Viertelstunde mußte der Nachtaufseher kommen, jede Minute dehnte sich jetzt für die Gefangenen zur Ewigkeit. Jetzt ... jetzt kam er ... aber nicht allein ... sie hörten wohl, daß es zwei Aufseher waren.

Vor Gott weiß wieviel Zellen schlichen die Beamten auf ihren schlurfenden Filzschuhen vorbei, nur mit einer leise klappenden Bewegung die Schlösser der Zellen probierend, aber vor Zelle 280 machten sie halt.

Der Schlüssel rasselte im Schloß, und während der eine Aufseher draußen mit gespanntem Revolver stehen blieb, kam der zweite, die Laterne in der Rechten, herein und leuchtete die Zelle vorsichtig ab.

In einer Wut, die um so schrecklicher war, als sie zur Ohnmacht verurteilt wurde, lag Georg Karsten auf seinem Bett.

Daß ein Aufseher hereinträte, daß die Vorbereitungen zur Flucht bemerkt seien und daß er den Mann dann würde kalt machen müssen, damit hatte der Bankräuber gerechnet. Aber nun kamen zwei! Ah, er hatte sich das so schön ausgedacht, wie er dem Beamten, der ihm bei der Entdeckung doch jedenfalls den Rücken drehte, mit einem Satz in den Rücken springen und wie er ihn so lange würgen wollte, bis der Kerl genug hatte! ... Nun waren's zwei! ... und der draußen hatte obendrein 'nen Revolver.

Der Aufseher leuchtete jeden Winkel ab, sogar in die Tabakskiste hinein. Aber diesen ziemlich großen Behälter, der hier und in der Nachbarszelle dicht an derselben Wand stand, abzurücken, daran dachte der Beamte nicht.

Georg Karsten hatte, als der Strahl der Laterne auf sein Gesicht fiel, plinkernd die Augen geöffnet und mit krampfhaftem Gähnen sich auf den Arm gestützt, ein wenig hochgerichtet.

„*What is the matter?*“^[1] fragte er den Aufseher, wie halb im Traum.

„Schlaf weiter!“ brummte der und ging hinaus.

Kaum hörte Karsten die beiden Männer weitergehen, so war er auch schon an der Tür und lauschte, bis der Tritt der Aufseher unten im Parterre verklang.

Rasch die Kiste von der Wand! Gern wäre er selber durchgekrochen durch das Loch, aber er hatte einen zu riesenhaften Brustkasten.

„Du, komm doch!“ rief er leise hinüber, nachdem die Steine beiseite gelegt waren. Der andere antwortete erst gar nicht, und als Karsten immer wieder rief, kam es mit rauher Stimme zurück:

„Ich laß mich nicht vermässeln!“^[2]

„Wieso denn, was fällt dir ein?“

„Dein Schmus“^[3] stimmt nicht! Du bist wahrscheinlich einer von den Heimlichen^[4] ... Ich wer' gleich klingeln!“

Georg Karsten überlegte. Sollte er allein fliehen? Nein, das ging nicht, schon wegen der hohen Mauer.

„Was willst du denn? Warum willst du klingeln?“

„Du hast gesagt, daß du das Ding in der Bank erst vor zwei Wochen gedreht hast ... und wenn das wahr ist, wie kommst du denn jetzt schon ins ›Z.‹^[5]? Ohne Verhandlung und ohne alles! ... Das ist Falle, du, verstehste?“

„Aber Menschenskind, ich habe dir doch gesagt, daß die Hamburger mir noch zwei Jahre Verpflegung auf Staatskosten von früher her schuldig sind! ... Na, die haben eine mächtige Eile, ihre Schulden zu bezahlen! ... ›Der ehrsame Kaufmann‹ läßt sich nichts schenken!“

„Ach so ...“

„Na, nu' bist du doch hoffentlich zufrieden und mach' dalli, die Zeit vergeht, wir könnten längst draußen sein! – Hast du das Bettlaken zerrissen?“

„Ja, beinahe!“

„Also schön, da ist meins auch noch! Ich konnt' es bis jetzt nicht klein machen, weil die verdammten Schnüffler erst bei mir drin waren ... Halten wird's doch?“

Sie zerrissen die Bettlaken in handbreite Streifen und knüpften diese fest aneinander. Dann, ohne auch nur einen Moment zu zögern, quetschte sich der Dicke durch das Gitterloch und vertraute sich diesem so leicht zerreißbaren Seil an, das oben mehrfach um einen der noch festen Eisenstäbe geschlungen war.

„Links ist ein Blitzableiter,“ flüsterte der Mörder, während Karsten sich schon hinabließ.

„Halt' dich daran fest, und wenn du unten bist, pfeifst du!“

Zoll für Zoll, ohne sich auch nur einen Moment zu beeilen, glitt der Bankräuber hinunter. Auf dem Fenstervorsprung an der ersten Etage faßte er einen Moment Posto, weil ihm der Atem kurz wurde, aber gleich ging's weiter. Jetzt war er im Parterre. Da schien es ihm, als ob der Strick risse ... Er zog die Beine an und machte sich fertig zum Sprunge; aber die derbe Hausmacherleinewand hielt.

Endlich ... unten! Der Posten kam um die Ecke. Der Soldat lief plötzlich schneller. Karsten stand zum Sprunge geduckt. Aber der Posten ging nach der anderen Seite, und wie er sich überzeugt hatte, daß nichts Verdächtiges zu bemerken war, setzte er seine Runde fort.

Jetzt war er um die Ecke.

Das „Opossum“ pfiß leise. Und an den Bewegungen des Leinenseiles, das er festhielt, um dem anderen den Abstieg zu erleichtern, merkte er, daß sein Gefährte auch herunterkam.

Herr Gott, dauerte das lange! Aber da, da war er! Wie ein schwarzer Sack schwebte es im Duster der Sturmnacht.

Auf einmal, als der andere nur wenige Meter über dem Boden war, riß das Seil. Der Bankräuber breitete die Arme aus und fing den Genossen so glücklich auf, daß kein Geräusch entstand.

„Gott sei Dank!“ sagte der, und das Wort klang grausig aus dem Mund des finsternen Gesellen.

Sie schlichen über den Gefängnishof. An einem Schuppen waren an der Seitenwand ein paar Bretter lose. Da heraus holten sie mit großer Mühe die Leiter.

Karsten schüttelte den Kopf.

„Du wirst sehen, sie reicht nicht.“

„Ganz egal,“ knurrte der andere, „und wenn wir unsere Zähne in die Mauer schlagen müssen.“

Unter dem Schatten der Mauer geduckt, warteten sie, bis der Soldat, der ahnungslos hallenden Schrittes über die Steinfliesen ging, vorbei war.

Karsten war zuerst die Leiter hinauf.

„Nicht mal mit dem Kopf komm’ ich an den Rand,“ stöhnte er.

Da kletterte der andere nach.

„Verdammich! ... sie bricht!“

„Dann bricht sie, entweder – oder!“

Indem der Lange hinaufstieg, schob er seinen Kopf zwischen Karstens Beine, und gleich darauf saß der auf der Mauerzinne.

„Nimm das Seil!“ kommandierte der Mörder, warf dem Kleinen das eine Ende zu und wickelte sich selbst das andere Ende um den Leib.

„So ... zieh’ ... ja, zieh’ man, es hält!“

Und dann gleich darauf kam es aus dem Munde des Mörders:

„Pst! ... still! ... stille!“

Aber es war zu spät.

Hell und laut klang es durch die Nacht:

„Halt! ... Wer da!“

Da sprang der Kleine mit Todesverachtung auf der anderen Seite der Mauer hinab. Wie er unten lag, hörte er in halber Betäubung noch einmal dieses scharfe, schneidende:

„Halt! ... Wer da!“

Und wie der Soldat dieses Wort zum dritten Male rief, da zerriß ein scharfer, peitschenartiger Knall die Luft ...

Ein wilder, gellender Aufschrei und ein dumpfer Fall, wie wenn eine schwere Last zu Boden stürzt, das hörte der Bankräuber noch. Dann rannte er in dem Gedanken: „Fort! bloß fort!“ davon, wie ein gehetztes Tier in die Nacht hinein.

3.

Natürlich hatte die von der Gefängnisverwaltung benachrichtigte Polizeibehörde die Verfolgung des gefährlichen Verbrechers mit allem Eifer aufgenommen.

Kommissar Dammann war schwer wütend. Für ihn bedeutete die Flucht des Bankräubers außer neuer und jedenfalls mühevoller Arbeit auch einen pekuniären Verlust von ziemlicher Höhe.

Die Behörden von Neuyork hatten 1.000 Dollar dem versprochen, der das „Opossum“ lebend oder tot in ihre Gewalt brächte. Und wie es schien, war der Einbruch in der Mitteldeutschen Kreditanstalt, der vor zwei Jahren in Elberfeld passiert war, ebenfalls auf das Konto von Georg Karsten zu setzen.

Dieses Bankhaus hatte ebenfalls eine Belohnung von 1.000 Mark für die Ergreifung des Bankräubers ausgelobt. Ferner hatte die Stadt Hamburg selbst 1.000 Mark auf den Kopf des Verbrechers als Prämie gesetzt. Das waren insgesamt 6.000 Mark, die der Kommissar schon verdient hatte, und die ihm durch die ungenügende Überwachung des Inhaftierten wieder aus den Händen geglitten waren. Denn natürlich dachte keine von all diesen Behörden daran, eine Belohnung auszuzahlen für einen Verbrecher, der sich bereits wieder der goldenen Freiheit erfreute. Und wenn vielleicht ein Privatmann in diesem Falle mit mehr oder weniger Erfolg hätte klagbar werden können, so war das für einen Staatsbeamten von vornherein unmöglich.

Nun, schon wochen- und monatelang hatte Hans Dammann sein ganzes Interesse auf die Wiederergreifung dieses gefährlichen Menschen gerichtet. Aber ohne den geringsten Erfolg. In dieser Zeit sehnte sich der Kommissar nach seinem Freunde Mark Welton. Denn wenn er dem Geistersucher an körperlicher Kraft und Gewandtheit gleichkam, ja, ihn womöglich noch darin überragte, so, erkannte er doch selber neidlos an, daß die geniale Begabung des schlanken, schwarzhaarigen Mannes von niemandem erreicht wurde. Mark Welton hätte ja seinem Freunde hierbei helfen können, aber dagegen sträubte sich sein Ehrgeiz. Er, der als der beste Diebesfänger von Hamburg galt, durfte nicht offen eingestehen:

„Hier versagt mein Können! Hier muß ein anderer heran!“

Ein halbes Jahr mochte seit jener wüsten Schlacht im Zitherkeller vergangen sein, als der Kommissar Dammann eines Frühmorgens nach

seiner in Düsternbrook belegenen Wohnung heimkehrend, in seinem Briefkasten ein kleines Kuvert fand.

Der von Frauenhand geschriebene Brief enthielt nur wenige Zeilen. Die Schreiberin – denn es war zweifellos eine Frauenhand! – teilte darin mit, daß der berüchtigte Bankräuber Georg Karsten alias „Tommy Fix“, genannt das „Opossum“, sich noch immer in Hamburg aufhalte und in der „Roten Grüt“, einem berüchtigten Tanzlokal in Altona, zu finden wäre. Der Kommissar sollte aber seine Leute so postieren, daß sie sich wenigstens anfangs nicht sehen ließen.

Dammann hatte wenig Vertrauen zu diesem Brief.

Daß Georg Karsten sich wirklich noch in Hamburg aufhielt, war bei der Unzahl von Schlupfwinkeln, welche gerade diese Stadt dem Verbrechertum gewährt, sehr leicht möglich. Andererseits, warum wollte denn die anonyme Briefschreiberin den Verbrecher an ihn verraten? Sie konnte ja auf diese Art nicht einmal eine Belohnung für sich herauschlagen. – Nein, diese Sache machte jedenfalls einen sehr verdächtigen Eindruck.

Der Kommissar legte sich schlafen und erwachte nach ein paar Stunden so frisch und gestärkt, wie es andere Menschen nicht sind, wenn sie die ganze Nacht im Bett gelegen haben. Er stand auf, brauste sich kalt ab und begab sich ins Stadthaus. Aber die Idee, den Bankräuber zu verhaften, welche ihm der kleine Brief von neuem eingeblasen hatte, wurde er nicht los.

In solchen Fällen fehlte ihm jede Lust zu irgendeiner anderen Arbeit, er verließ auch das Büro bald wieder und bummelte nach St. Pauli hinauf, wo in der Nähe des Zirkusplatzes ein kleines Café war, in dem er gelegentlich mit einigen Bekannten Skat spielte.

Dort wollte er eben hinein, als er zwei Leute sah, die nach dem unweit gelegenen Tanzlokale gingen, wo nämlich schon von Vormittag an Musik war, und wo neben Soldaten und Matrosen allerlei fragwürdige Elemente verkehrten.

Von den beiden, die da vor ihm hergingen, kannte er den Mann genau. Es war ein bekannter Johlegänger^[6], der mal abwechslungsshalber draußen war. Doch der interessierte den Kommissar jetzt gar nicht.

Hans Dammanns scharfes, hellgraues Auge hing nur an dem Mädchen.

Ein reizend gewachsenes, schlankes Geschöpf, das einen leichten und freien Gang hatte, und dem die schwarzen, zum Kranz gewundenen

Flechten den feinen Kopf fast hintenüber zogen.

Die beiden waren im eifrigsten Gespräch, und der Kommissar hatte das Gefühl, daß das, was die beiden verhandelten, jedenfalls nichts Gutes sei.

Er ging ihnen nach. Sie verschwanden im Tanzsalon. Da ging Hans Dammann nicht hinein. Denn er brauchte nur den Fuß über die Schwelle zu setzen, so war jedermann im Saale über seine Anwesenheit informiert. Sich verkleiden, das ging so schnell nicht. Und wenn er jetzt eine Droschke nach seiner Wohnung benutzte, war es sehr ungewiß, ob er das Pärchen nachher hier noch antreffen würde.

So rief er einen Jungen, der da herumbummelte, und gab ihm einen Groschen mit dem Auftrag, in den Tanzsaal zu gehen und am Büfett nach dem blonden Max zu fragen. Er möchte mal sofort hinüberkommen in das Bellische Affentheater. Dieser Max hatte einst bessere Tage gesehen und war zum Verbrecher geworden, ohne daß ihm das viel genutzt hätte. Er war nicht dumm, aber von so schwachem Charakter, daß sich kein Mensch auf ihn verlassen konnte. Dem Kommissar hatte er sich als Vigilant zur Verfügung gestellt, aber auch Dammann war wenig mit ihm zufrieden gewesen. Er verwendete ihn nur, wenn er seine Dienste durchaus brauchte.

Der Beamte hatte nicht viel Aufmerksamkeit übrig für die auf Pudeln und Möpschen herumreitenden Affen. Aber er lächelte über die Kinder, die den kleinen, vom blauen Himmel überdachten Zirkus mit ihrem Jubel erfüllten. Da ward die Türleinewand zurückgeschlagen, und der Vigilant kam herein.

„Ich habe wenig Zeit, Herr Kommissar,“ sagte er, „aber solchem alten Bekannten kann man einen Dienst nicht abschlagen ... was wollen Sie denn von mir?“

„Ach, nicht der Rede wert,“ erwiderte der Kommissar, der wohl merkte, daß der andere sich rar machte, um möglichst viel Geld herauszuschlagen:

„Sie sollen mir nur sagen, was das für ein Pärchen war, das eben drüben hineingegangen ist.“

Der blonde Max verbeugte sich tief.

„Mit Vergnügen, verehrter Gönner, was kriege ich denn dafür?“

„’ne Mark,“ sagte Dammann.

Der blonde Max lächelte.

„Mal drei!“

„Da werde ich den Weg eben selber machen,“ sagte der Kommissar.

Der andere zuckte die Achseln.

„Also ich gebe Ihnen zwei Mark,“ sagte Dammann.

„Drei, Herr Kommissar, sonst bleibe ich bei den Affen.“

„Das ist schon mehr Erpressung,“ brummte Dammann, „aber dann machen Sie wenigstens schnell.“

„Und wann kriege ich mein Mennechen?^[7]“

„Hier!“

Der Kommissar gab dem Achtgroschenjungen das Geldstück, worauf dieser eiligst verschwand. Und er beeilte sich wirklich, schon nach wenigen Minuten war er wieder hier.

„Der Mann heißt ›Seidenteddi‹,“ sagte der Vigilant flüsternd, „er geht auf die Johlefahrt.^[8]“

„Und das Mädchen?“ fragte Dammann.

„Ja, die war nicht mehr da, Herr Kommissar ... ich habe überall herumgefragt, aber es wollte sie keiner gesehen haben.“

„Wissen muß ich es, Max!“

Der Kommissar sprach sehr bestimmt.

„Und zwar bis heute abend! Wenn Sie mir bis neun Uhr sagen können, wer das Mädchen ist, so bekommen Sie von mir zehn Mark!“

Der blonde Max lächelte verschmitzt. Dieses Mal war ihm der Kommissar aufgesessen! Er wußte den Namen von dem Mädels ja längst, aber er hatte richtig kalkuliert, daß er so mehr herausschlagen würde. Und sich von dem Beamten verabschiedend, sagte er:

„Also um neune, Herr Kommissar.“

Der blonde Max ging gleich wieder hinüber in den Tanzsalon und setzte sich neben Seidenteddi, der früher Ewerführer gewesen war, bis er von den ihm anvertrauten Gütern welche veruntreut und mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte. Der Mann war mehr stark als klug, und es gelang dem Vigilanten ohne viele Mühe, die Unterhaltung auf das Mädchen zu bringen, dessen Namen der Kommissar so gern wissen wollte.

„Ist wohl deine Braut?“ fragte der blonde Max.

„Ach was,“ sagte der andere, „hat sich was zu brauten! Die guckt überhaupt keinen an, seit ihr Bräutigam tot ist.“

„Was macht sie denn?“

Der ehemalige Ewerführer hob seine Schulter.

„Weiß ich nicht ... Ich weiß bloß, daß die schwarze Hanni eine dolle Deern is!“

„Na, was wollte sie denn von dir?“

„Ach, das is so 'ne Jeschichte! Wie die Weiber schon sind! Ich soll einen verassern⁹¹ für sie!“

Der blonde Max lachte.

„Na, sowas! Doch nicht am Ende einen von den Heimlichen?“

„Eben gerade!“ sagte Seidenteddi, „und zwar den Kommissar Dammann! ... Du weißt doch, der, der damals den Hinrich Karsten erschossen hat ... Na, Mensch, den Zitherwirt, den Zitherwirt, auf dem alten Steinweg!“

Der blonde Max tat, als begriffe er jetzt.

„Ach den! ... Na, Mensch, da laß man deine Hände von weg! Das ist einer, mit dem schlecht Kirschen essen is!“

Der Kollidieb warf sich in die Brust.

„Ho! Wir sind auch nicht von schlechten Eltern. Aber das mach' ich nicht! ... Was habe ich denn davon, so 'ne dumme Deern! Ja, wenn noch was damit zu verdienen wäre!“

„Na, hat sie denn einen, der ihr helfen will?“ fragte der blonde Max, der bei dieser Frage wohl allzu eifrig geworden war. Denn der Verbrecher stutzte. Vielleicht fiel ihm jetzt auch ein, daß in den Kreisen seiner Genossen schon lange über den blonden Max gemunkelt wurde, er sei nicht ganz sauber, und man müsse sich vor ihm in acht nehmen.

Seidenteddis Haltung wurde plötzlich sehr mißtrauisch.

„Willst mich wohl auf den Schmus nehmen?“ fragte er, „na warte!“

Und ehe sich der blonde Max noch salvieren konnte, traf ein Faustschlag ihn zwischen die Augen, daß er torkelte. Er wollte sich wehren, aber der ehemalige Ewerführer war ihm an Kraft weit überlegen. Der zweite Schlag seiner schwielen Faust warf den Vigilanten zu Boden, der nichts tun konnte, als sein Gesicht noch zu schützen gegen die wie Hagel auf ihn niederprasselnden Hiebe.

Der blonde Max hätte nicht so zu brüllen brauchen. Das Wort „Achtgroschenjunge“ flog wie ein Funke durch den Saal; und die Tanzgäste, die sich in dichter Schar um die beiden sammelten, ermunterten Seidenteddi noch und reizten ihn von neuem, wenn er zu schlagen aufhören wollte. Schließlich kamen die Kellner dazwischen und

von der nahen Polizeiwache mehrere Schutzleute, die der Wirt hatte rufen lassen. Aber da war Seidenteddi längst weg, und die anderen, die dabeigestanden hatten, behaupteten, nicht einmal seinen Namen zu kennen.

Der Kommissar Dammann wartete bis nach neun Uhr in seiner Wohnung. Dann zerdrückte er einen Fluch zwischen den Zähnen und nahm sich vor, diesen unzuverlässigen Kerl, den blonden Max, nicht mehr zu beschäftigen.

Sein Weg führte ihn, nachdem er hier und dort in die Tingel-Tangel auf St. Pauli hineingeblickt hatte, nach Altona hinaus, wo in dem Gewirr von Winkelgassen zwischen kleinen baufälligen Häusern das berühmte Tanzlokal, die „Rote Grüt“, lag.

Von der Straße aus war es nicht zu erreichen. Aber zwischen den Mauern zweier Häuser führte ein schmaler Gang, in dem es nach Schmutz und Moder roch, hindurch. Dann befand man sich in einem Hof, um den herum wieder eine Anzahl kleiner Häuser standen. Diese lehnten mit der Rückseite an das ziemlich aufsteigende Terrain und dazwischen hindurch führte eine morsche Holzterrasse hinauf in einen Garten, der aus ein paar kümmerlichen Bäumen und einer Kegelbahn bestand, und zu dem das dahinterliegende Tanzlokal gehörte. Das war eigentlich nur ein einstöckiges Haus mit ein paar Dachkammern, die der Wirt, ein übelbeleumundetes Individuum, an seinesgleichen vermietete.

Es war erst zehn Uhr. In der „Roten Grüt“ saßen noch wenig Gäste. An der nicht zu hohen Decke hingen zwei große Petroleumlampen, deren mäßiges Licht in den Raum drang.

Nur zwei Paare tanzten vorläufig, und Dammann konnte den Saal vollständig übersehen. Das wurde ihm um so leichter, als bei seinem Eintritt jedes Gespräch aufgehört hatte und die Gäste, die ihn alle recht gut kannten, voll mehr oder minder ängstlicher Erwartung auf den Kommissar blickten.

Der Verbrecher, den er suchte, war nicht hier, das hatte er schon weg. Aber da hinten, in der Ecke zwischen ein paar Frauenzimmern saß das Mädel.

„Kommen Sie doch mal her,“ winkte ihr der Kommissar. Und sofort erhob sich die schwarze Hanni, um ihm in eine andere Ecke zu folgen, wo niemand saß.

„Also Sie haben mir geschrieben,“ fragte er leise, „Sie sind doch die, die damals unten im Zitherkeller war?“

Der Kommissar beobachtete die schwarzhaarige Person, deren gemaltes Gesicht ihren traurigen Beruf deutlich zeigte, scharf. Sie aber blickte ihn so treuherzig an, daß Dammann sein anfängliches Mißtrauen mehr und mehr verlor.

„Warum wollen Sie mir denn den Mann ausliefern?“ fragte er.

Sie biß sich auf die Lippen.

„Der andere ist doch mein Schatz gewesen, und wenn der verdammte Kerl, der Georg, nicht gekommen wäre, dann lebte mein Heinrich heute noch ... der andere, der Schlumps, der hat doch dafür gesorgt, daß ich auf die Straße gekommen bin! Jetzt schlägt er mich obendrein, und darum soll er hochgehen!“

„Und wo ist er?“ fragte der Kommissar.

Das Mädchen sah sich um, als fürchte sie, daß ein Lauscher in der Nähe wäre.

„Eben war er noch hier ... aber da drüben,“ sie winkte leise mit den Augen, „gleich im ersten Hof, da wohne ich.“

In Dammann erwachte der Jagdeifer.

„Bei dir ist er?“

Und doch, in dem nämlichen Augenblick wurde auch das Mißtrauen im Herzen des Kommissars wieder wach. Er war ganz allein, wie fast immer, wenn er einen entscheidenden Schlag vorhatte. Die Gedanken kommen in solchen Momenten ja so überraschend schnell. Und der Kommissar, der gezwungen war, seinen Entschluß ohne weiteres zu fassen, dem war es, als stände in dieser Minute sein Freund Welton dort drüben in der dunklen Ecke des Saales und hebe warnend den Finger.

„Ja,“ sagte das Mädchen, „wenn ich ihn bloß erst los würde! ... Hier, sehen Sie mal, Herr Kommissar.“

Sie schob ihre vorn offene Bluse etwas von der Schulter fort und zeigte dem Beamten einen großen blauen Fleck.

„Da hatte er mich gestern abend gegen den Schrank gestoßen, ich weiß gar nicht, wie lange ich auf der Erde gelegen habe.“

„Dann kommen Sie!“ sagte Dammann, trotz seines Entschlusses, zu gehen, innerlich doch von einer Energielosigkeit, die ihm sonst ganz fremd war, und die er sich nicht erklären konnte.

Das Mädchen flüsterte:

„Sie gehen erst, ja? ... Es darf keiner was merken!“

Und wieder hatte Dammann die unklare Empfindung, man wolle ihn in eine Falle locken.

„Du, du,“ drohte er, „wenn du denkst, daß du mich hinters Licht führen kannst, dann bist du eklig auf dem Holzweg!“

Sie zuckte bloß die Achseln.

Und dann ging er zuerst hinaus. Hinter ihm her tönnten langgezogene Pfiffe der Verbrecher, die damit zeigen wollten, daß sie ihn wohl erkannt hatten. Draußen wartete er und wurde nun wieder die Empfindung nicht los, daß er nicht imstande sein würde, zu dem, was er vorhatte, oder daß irgend etwas dazwischen kommen müßte.

„Da bin ich,“ flüsterte es neben ihm in der Dunkelheit. Und eine Hand ergriff seinen Arm.

Allmählich aber durchdrangen die Augen des Kommissars, nachdem sie sich an die Finsternis des wolken schweren Nachthimmels gewöhnt hatten, die Gegend um ihn her; er sah, wo er sich befand, schlich dicht hinter der schwarzen Hanni, die ihn jetzt zu einer schmalen Holztreppe hinführte.

Die Treppe war sehr steil, und statt des Geländers hing ein dicker, sich feucht anführender Strick an der Seite herunter. Den Kommissar hinderte sein mächtiger Körper nicht, sich unhörbar zu bewegen. Er fragte leise:

„Na, wo denn?“

Sie antwortete nicht. Aber er merkte, daß sie wieder eine Treppe emporstieg, und blieb dicht an ihrem Kleide.

Auf einmal hörte er, wie die schwarze Hanni ganz laut sagte:

„Jetzt!“

Er wollte sie fassen, aber sie entschlüpfte.

„Jetzt bist du dran!“ dachte der Kommissar. Und ohne sich zu überlegen, daß er damit die Gefahr ja vergrößerte, nur von dem Bestreben erfüllt, sich im Hellen verteidigen zu können, drückte er auf den Knopf der Taschenlaterne.

Wie der Lichtschein aufblinkte, stand wie aus der Erde gewachsen ein Mann neben ihm.

Der Kommissar faßte nach dem Revolver. Aber indem funkelte es auch schon durch die Luft.

„Ach!“ seufzte der Kommissar und drückte die Linke, die die Laterne hielt, an sein Herz. Die schon erhobene Waffe sank herab. Ihm war es,

als wenn jemand neben ihm sagte:

„Nu ist's aus!“

Er wollte schießen, aber der mühsam erhobene Arm sank auf halbem Wege wieder herab. Noch stand Hans Dammann aufrecht. Da traf ihn der zweite Stoß des Mörders in die Brust. Des Kommissars Knie knickten zusammen und, wie ein Baum, den der Sturm entwurzelt hat, sank er langsam zur Seite. Seine linke Hand drückte in einer Art Krampf noch immer auf den Knopf der Taschenlampe. Und sein Bewußtsein, das klar und fest blieb, ließ ihn sehen, wie sein Leben verloren war, und wie der Tod kam. Er lag auf dem Boden, auf das linke Knie und auf den Ellbogen gestützt. Wie er mit gewaltiger Kraftanstrengung den Kopf hob, der ihm in größter Müdigkeit auf die Brust gesunken war, da sah er das Mädchen, das ihn hierher geführt hatte.

Ihre schwarzen, haßerfüllten Augen ließen den Mann nicht los, den sie mehr als alles andere haßte, und den jetzt ihre Rache ereilte.

Der Kommissar war ganz furchtlos. Er fühlte, daß es nur Minuten seien, die er noch zu leben hatte, und er war bereit, zu gehen. Aber nicht allein. Seine letzte Leidenschaft, all das, was noch von Mut, Kraft und Entschlossenheit in seiner Seele loderte, das drang wie ein starker Strom in seine rechte Hand und gab ihr die Kraft und Sicherheit des ruhigsten Augenblicks wieder.

Sich auf die linke Seite stützend, ohne Schmerzen zu empfinden, nur von einer unendlichen Dumpfheit umrungen, hob er mit einem Ruck den Revolver und schoß.

Das Weib sprang zur Seite wie ein Hase. Da hinten mußte sie wohl nicht fort können, so kam sie vorwärts und bekam die zweite Kugel – sie kreischte laut auf!

Er aber, dessen Herz in langen Stößen sein ganzes Blut hergab, sein Blut, das in roten Strömen aus den Wunden rann, er schoß wieder und wieder, bis der achtschüssige schwere Revolver, den nur die Hand dieses Riesen noch im Tode führen konnte, abgeschossen war und seinen Fingern entsank.

4.

Das Verschwinden des Kommissars Dammann hatte in Hamburg eine ungeheure Aufregung hervorgerufen.

Dieser pflichtgetreue und allgemein beliebte Beamte war, wie man wußte, den Spuren eines Schwerverbrechers gefolgt, den er schon einmal eingebracht hatte und der dann wieder aus dem Zuchthaus in Fuhlsbüttel ausgebrochen war. Die Befürchtung, daß der in Verbrecherkreisen gehaßte Mann ein Opfer seines schweren Berufs geworden war, lag zu nahe.

Ein Sturm des Unwillens erhob sich in der Presse, die immer wieder geforderte Vermehrung des Beamtenkorps, der gegenüber sich der Senat bisher ablehnend verhalten hatte, wurde als Ursache dieses Unglücks hingestellt. Denn als ein solches wurde der wahrscheinliche Verlust dieses braven Beamten von der ganzen Bevölkerung empfunden. Die Behörden, die einsahen, daß hier schnell und durchgreifend gehandelt werden mußte, depeschierten schon zwei Tage nach Dammanns Verschwinden an Welton, der sich zur Hochzeit eines Freundespaars in Nizza aufhielt.

Es hätte dieser Depesche nicht bedurft. Aus einem Abendblatt hatte Welton von dem unaufgeklärten Verschwinden seines Freundes Kenntnis erhalten und sich sofort entschlossen, nach Hamburg zu fahren.

Welton wußte, daß Hilfe und Rettung zu bringen auch ihm nicht mehr möglich sein würde – alles, was er tun konnte, war, den Freund zu rächen.

Jene eigenartige Gabe des Hellsehens, welche nur wenigen Menschen verliehen ist, hatte Welton empfangen. Daher sein stilles, ernstes Wesen und ein Teil jener Trauer, die sich oft in seinem blassen Gesicht ausprägte. Er sah sehr oft das voraus, was kommen würde, und aus der fröhlichsten Gesellschaft konnte ein Gesicht, das er hatte und das seiner Umgebung verborgen blieb, ihn davontreiben.

Am Freitagabend war es gewesen, an dem sich der Kommissar Dammann zu jenem folgenschweren Gang nach der „Roten Grüt“ entschloß.

Welton saß Hunderte von Meilen weit entfernt mit seinen Freunden im Hotel auf der Veranda, die den Ausblick nach dem Meere hatte. Auf dem elegant gedeckten Tisch standen durch rote Seidenschirme

gedämpfte Lampen, ringsum erscholl fröhliches Plaudern und Lachen, in das sich das Klingen der Sektgläser mischte.

Da war es dem Detektiv auf einmal, als zwingte eine unwiderstehliche Macht ihn, aufzusehen. Er blickte geradeaus und sah mitten zwischen den Gästen, deren Bilder zurückzuweichen und wie in einen Nebel sich zu verlieren schienen, die aufrecht stehende Gestalt eines sehr großen und starken Mannes mit beiden Händen nach der breiten Brust greifend und dann niedersinken ... Und der da zu Boden fiel, trug die Züge des Kriminalkommissars Dammann, seines Freundes ...

Diese trübe und schauerliche Erscheinung währte nicht so lange, als es dauert, bis man einen klaren Gedanken fassen kann. Aber sie war trotzdem so deutlich, daß Welton sich der Tatsache, seinem Hamburger Freunde müsse etwas zugestoßen sein, voll bewußt wurde. Er war sehr unruhig und verließ sofort die Gesellschaft. Am nächsten Tage stand im Abendblatt die Nachricht vom Verschwinden des Kommissars, und so fand ihn die Depesche des Senats reisefertig.

Aber es vergingen noch bange Stunden, ehe er in den Berliner Bahnhof der alten Hansestadt einfuhr. Die Erklärungen, die man dem Detektiv auf dem Stadthause über das Verschwinden des Kommissars gab, waren dürftig. Man ersuchte ihn aber, keine Mittel zu sparen, die zur Erreichung seines Zweckes notwendig seien, und stellte ihm eine beliebige Anzahl von Polizeimannschaften zur Verfügung.

Welton dankte. Er wollte, solange es anging, seiner Gewohnheit nach allein arbeiten. Dann suchte er die Gattin des verschwundenen Kommissars auf. Er kannte diese schlanke, lichtblonde Frau, die aus den Vierlanden stammte und mit ihrer jugendfrischen Schönheit der Augapfel ihres Gatten gewesen war. Welton war nicht furchtsam, aber die Treppe hinaufzugehen in die Wohnung Dammanns, das wurde ihm jetzt sehr schwer.

Die Frau trat ihm entgegen und er sah mit Entsetzen, wie ihr blühendes, lebensfrisches Gesicht in den zwei Tagen zu einem Schatten geworden war. Mit fieberhaft glänzenden Augen und mit zuckenden Lippen faßte sie Weltons Hand und sagte stöhnend:

„Sie sind da! ... Gott sei Dank, nun hoffe ich wieder! Sie werden ihn ja finden ... Nicht wahr, sagen Sie doch. Tot kann er nicht sein?“

Und da gewann Welton, dessen Herz blutete, die Kraft, der blonden Frau lächelnden Auges die Versicherung zu geben, daß er fest davon überzeugt wäre, ihr den Gatten lebend und gesund wiederzubringen.

Es war, wie wenn eine Blume, nach schrecklicher Dürre von den ersten Regentropfen berührt, ihre schon sterbenden Blüten wieder emporrichtet. Die Frau fiel vor ihm nieder auf die Knie und küßte, so sehr er sich auch dagegen wehrte, seine Hände und benetzte sie mit ihren Tränen.

Welton selbst war am Rande seiner Kraft. Und mit aller Anstrengung die Klarheit seiner Stimme bewahrend, die ihm zu brechen drohte, bat er die junge Frau, ihm nun vor allen Dingen den Schreibtisch und alle Sachen ihres Mannes zu zeigen.

Wenn Welton etwas ansah, durchdrang er es förmlich mit seinen Blicken. Da war kein anders gezeichnetes oder gefärbtes Stofffäserchen an einem Anzug, das ihm entgehen konnte. Die winzigste Schramme auf einem Ring oder das Fragment eines Menschenhaares, das Hunderte anderer Kriminalisten übergangen hatten – ihm fiel es auf und ihm diente es zur Grundlage, auf die er das Gebäude seiner Beweisführungen und Schlüsse baute.

Aber die Kleider des Kommissars, seine Wäsche und anderen Gegenstände, die er sonst wohl bei sich zu tragen pflegte, lieferten auch nicht den geringsten Anhaltspunkt. Er hatte sein Notizbuch an jenem Freitag zu Hause gelassen, und es läßt sich denken, mit welchem Feuereifer Welton danach griff. Aber auch in diesem Buch war nicht das geringste darüber zu finden, was der Kommissar am Tage seines Verschwindens unternommen hatte.

Seines Verschwindens! Es wäre ja denkbar gewesen, daß Dammann einfach in der Verfolgung seiner Berufspflichten tagelang nichts von sich hätte hören lassen. Leider war das ganz ausgeschlossen. Die Liebe zwischen den beiden, erst seit Jahr und Tag verheirateten Ehegatten war zu groß, als daß der Kommissar, trotzdem ihn seine mannigfaltigen Pflichten meist vom Hause fernhielten, nicht Zeit und Mittel gefunden hätte, seiner jungen Frau ein Wort zukommen zu lassen oder für ein paar Minuten zu ihr hinaufzuspringen. Einmal geschah das sicher während des Tages, und wenn Dammann auch oft erst in den Morgenstunden von seinen gefährlichen Wegen zurückkehrte – die ganze Nacht blieb er nie fort. Er wußte ja, wie seine Frau sich um ihn ängstigte. Am Freitagnachmittag war er aber bis zum Abend zu Hause gewesen und hatte dann seiner Frau gesagt, er würde wahrscheinlich erst sehr spät zurückkommen. Aber er kam gar nicht. Die Nacht verging, und als es auch Mittag wurde, und ihr Mann noch immer nicht heimgekehrt war, da hatte die blonde Frau Alarm geschlagen und war aufs Stadthaus gerannt,

wo sie gerade einem der Journalisten in die Arme lief, der ihren Mann kannte. So war schon in den Abendblättern die Nachricht vom Verschwinden des Kommissars erschienen.

Welton suchte noch immer. Er war längst fertig mit dieser Arbeit. Aber er hörte nicht auf zu suchen, weil er die verzweifelten Blicke der blonden Frau auf sich gerichtet fühlte und sich sagte, ohne ein Resultat dürfte er dies Zimmer nicht verlassen. Kein Zeichen, keine Anmerkung in den Notizbüchern. Kein Brief, nichts, nichts fand sich vor. Und Welton, der sich selbst innerlich nur selten so hoffnungslos gefühlt hatte, wollte schon mit dieser vergeblichen Nachsuche aufhören, als er drüben auf einem anderen Tisch ein schmales Kontobuch aufgeschlagen liegen sah.

„Was ist das?“ fragte er, darauf hinzeigend.

„Ach,“ erwiderte die junge Frau, der bei jedem Wort ein schreckliches Beben den Körper erschütterte, „das ist unser Ausgabenbuch ... Aber ich habe mir ja gedacht, Mister Welton, daß Sie nichts finden werden.“

Sie fing leise an zu weinen.

„Ich hab’s mir ja gedacht ... Sie haben ja schon alle nachgesucht, die Kollegen von Hans und die anderen, die ich nicht kenne ... alle waren sie hier, alle!“

Ihre Worte erstarben im Schluchzen.

Welton wußte sich nicht zu raten. Um diesen furchtbaren Tränen zu entgehen, und vielleicht auch mit einem letzten Schimmer der Hoffnung, ging er hinüber an den Tisch, auf dem das Ausgabenbuch lag, und blätterte darin.

Auf einmal kam Glanz in seine Augen, seine Hand drückte auf die Seite des Buches, er sagte:

„Am Freitagvormittag war Ihr Mann fort, Frau Dammann?“

„Ja, wie immer,“ sagte die junge Frau mit einem Seufzer. „Er ist auf dem Stadthause gewesen, ziemlich früh schon, ... wo er dann war?“ sie zuckte die Achseln.

„Wann war er wieder bei Ihnen zu Hause?“

Die blonde Frau dachte nach.

„Es kann eins oder ein Viertel zwei gewesen sein.“

„Gut, und dann ist er bei Ihnen geblieben, bis wie lange?“

„Bis neun Uhr,“ sagte die junge Frau, „ich weiß noch, er war ärgerlich, als er wegging.“

„Worüber denn, Frau Dammann? ... Wissen Sie das nicht?“

Die Frau schüttelte mutlos den Kopf.

„Ich will es Ihnen sagen, worauf er wartete.“

Welton neigte sich fast flüsternd zu dem kleinen rosigen Ohr der Frau hernieder.

„Er wartete auf denselben Menschen, dem er am Vormittag einen Taler gezahlt hat ... Hier sehen Sie, da hatte er am Freitag eingeschrieben:

›D. b. M. 3 Mark.‹

Nun fragt es sich, wer dieser ›D. b. M.‹ ist? ... ›D.‹ heißt zweifellos ›Der‹ ... ›b.‹ kann heißen: blaß, es kann auch blond heißen ... und das ›M.‹ ist sicherlich ein Eigenname ... Da haben wir Martin, Moritz und,“ der Detektiv dachte einen Augenblick nach, „und Max!“

„Ja, ja,“ schrie die junge Frau laut auf, „der blonde Max! ... Ich weiß, davon hat mir mein Mann vor längerer Zeit erzählt. Das ist solch ein Mensch, der ihm hin und wieder Nachrichten gebracht hat!“

„Wie aber der wirkliche Name dieses Menschen ist, das wissen Sie nicht?“

„Nein,“ sagte die junge Frau, „ich habe keine Ahnung.“

„Nun,“ Welton nahm die Hand der Schmerzgebeugten und streichelte sie gütig, „jetzt habe ich jedenfalls den Faden! Ich müßte ja an meiner Kunst verzweifeln, wenn ich damit nicht zum Ziele käme. Hoffen Sie, liebe Frau Dammann! Gott wird Ihnen helfen.“

Dann war Welton draußen vor der Tür, und so sehr er das arme Weib bemitleidete, jetzt war in ihm nur der Detektiv, der Rächer seines Freundes lebendig.

Auf der Kriminalpolizei erfuhr er unschwer, daß dieser blonde Max ein Vigilant sei, der eigentlich Max Vasinsky hieße und sogar ein studierter Mensch wäre. Aber wo er jetzt zu finden sei, das wüßte niemand; auch seine Wohnung, wenn er überhaupt solche besaß, kannte keiner. Welton fuhr nun mit dem Automobil die einzelnen Polizeiwachen ab, wo er, die Generalvollmacht des Polizeisenators vorzeigend, der höflichsten und zuvorkommendsten Aufnahme sicher war.

Auf der sogenannten Hüttenwache kam er zum Ziel. Die Beamten dieses Reviers hatten damals in die wüste Schlägerei im Tanzlokal auf St. Pauli eingegriffen, und es ergab sich aus den Akten, daß der bei dieser Gelegenheit schwer verwundete Max Vasinsky ins Eppendorfer Krankenhaus eingeliefert worden war. Eine halbe Stunde später hatte

Welton die Erlaubnis vom Direktor jenes Krankenhauses, einen gewissen Patienten allein und so lange er wolle zu sprechen.

Der blonde Max saß im Garten unter einer natürlichen Jasminlaube und machte einen ängstlichen und mißtrauischen Eindruck, als Welton auf ihn zuschritt. Vielleicht mehr diese Ängstlichkeit als sein Scharfblick verrieten ihm den Detektiv. Allerdings hatte er, wie jeder andere, in der Zeitung vom Verschwinden des Kommissars gelesen und, da er ja den Beamten noch am Freitag gesehen und dessen Absichten wenigstens geahnt hatte, so war die Vermutung, er solle in dieser Sache vernommen werden, recht naheliegend.

„Ich weiß schon,“ sagte er, ehe Welton den Zweck seines Kommens noch auseinandersetzte, „Sie kommen wegen dem Kriminalkommissar, aber ich weiß nichts, ich habe genug von dem einen Mal.“

Welton schwieg. Er betrachtete den in der Tat fürchterlich zugerichteten Kopf des Mannes, der überall die jetzt in der Aufregung rotleuchtenden Narben jener schrecklichen Mißhandlungen durch den Ewerführer zeigte.

„Armer Kerl!“ sagte der Detektiv endlich, „man kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie sich dem nicht zum zweitenmal aussetzen wollen ... Sie haben natürlich meinem Freunde, dem Kriminalkommissar Dammann, etwas gesteckt, das haben die anderen gemerkt, und Sie sind dann das Opfer geworden?“

Der blonde Max nickte ein paarmal, aber gleich darauf schüttelte er energisch den Kopf.

„Nein, nein, machen Sie, was Sie wollen, ich sage keinen Ton. Denn wenn ich hier raus bin, faßt mich die Bande doch wieder! ... Jetzt überhaupt, wo sie es alle wissen! Lieber will ich Steine klopfen gehen und mein Brot so verdienen, als das noch einmal durchmachen!“

Welton schwieg. Er sah ein, daß man diesem Manne mit Gewalt nicht würde beikommen können. Trotzdem mußte er auch noch das letzte versuchen, denn seine Wissenschaft war offenbar der Eingang zu dieser ganzen düsteren Affäre. Er sagte also mit großem Ernst, den Patienten scharf anblickend:

„Dann wird uns nichts anderes übrigbleiben, als Sie unter dem Verdacht der Mitschuld an dem Verbrechen, das hier höchst wahrscheinlich begangen ist, zu verhaften.“

Der Vigilant grinste.

„Machen Sie, was Sie wollen. Im Untersuchungsgefängnis brauche ich nicht zu arbeiten. Und auf die Krankenstation müssen sie mich auch legen. Hier werde ich sowieso morgen oder übermorgen entlassen, und was dann werden soll, davon habe ich keine Ahnung. Was tun kann ich auch nicht, dazu bin ich zu schwach, also ist's schon das beste, wenn Sie mich ins Gefängnis bringen.“

„Na,“ meinte Welton, „wie wäre es denn mit einer anständigen Belohnung?“

„Vielleicht 10 oder 20 Mark?!“ höhnte der Vigilant.

„Nein, aber das Zehnfache!“

Jetzt wurde der andere stutzig, er überlegte aber nicht lange. Und den Kopf schüttelnd, sagte er:

„Das hilft mir ja auch nichts, lieber Herr! Wenn ich jetzt was sage, und sie kriegen mich, dann bin ich geliefert! Es ist schon manch' einer verschwunden, bloß um solche Leute, die keine Wohnung haben und nirgends gemeldet sind, kümmert sich die Polizei nicht ... 's weiß ja auch keiner, daß sie weg sind! ... Nee, nee, das ist auch nischt, und wenn Sie mir zehnmal soviel geben, ich rede nicht mehr!“

In Welton erhob sich bei diesen Worten seine ungeheure, kein Hindernis kennende Willenskraft. Er mußte diesen Mann haben. Denn nur von seinen Lippen konnte ihm der Weg gewiesen werden, den er zu gehen hatte.

Der blonde Max saß in einem Korblehnstuhl und Welton stand vor ihm. Da war's dem von seinen Wunden Genesenen, als ströme plötzlich eine unbegreifliche, und seinen ganzen Willen mit fortreißende Gewalt auf ihn über. Er sah die dunklen Augen des Detektivs größer und riesengroß werden, wie schwarze, funkelnde Sonnen standen sie über seinem Haupte, und eine Mattigkeit, die heiß auf ihn herniedersank, ließ seine Augen zufallen und seine Arme schlaff herabsinken.

Welton, der nicht ein Wort gesprochen hatte, der nur die rasende Stärke seiner eigenen Psyche auf den schwachen Menschen da vor sich wirken ließ, Welton beugte sich jetzt über den im hypnotischen Schlaf Ruhenden und fragte, die Worte zwischen den Zähnen hervordrängend:

„Wo warst du am Freitagmittag?“

Der Schlafende öffnete die Lippen, auf seinem Gesicht erschien der Ausdruck einer hilflosen Angst, aber dann ging wie ungeheures Widerstreben ein Zittern durch seine Glieder, und der Mund schloß sich wieder, ohne daß er gesprochen hatte.

Und mit noch größerer Kraftanstrengung, seine ganze Seele in die Worte hineinlegend, und ihnen den ungeheuren Nachdruck seiner vollen Energie gebend, fragte Welton abermals:

„Was hast du dem Kommissar gesagt, an jenem Tage?“

Da wiederholte sich derselbe Vorgang: Der Hypnotisierte wollte antworten, aber die Angst vor der Roheit seiner verbrecherischen Genossen war wachgeblieben und so stark, daß sie sich mit Erfolg gegen den Willen des Hypnotiseurs auflehnte. Die Lippen des Vigilanten formten sich zu Worten, aber die rasende Furcht, die in seinem Herzen Wache hielt, erstickte jeden verräterischen Laut.

Welton blickte sich um in dem großen Garten und sah zu seiner Genugtuung, daß weit und breit kein Mensch zu erblicken war. Er mußte nun versuchen den Hypnotisierten zu körperlichen Bewegungen zu zwingen, um so ermessen zu können, ob eine telepathische Suggestion bei dem blonden Max Erfolg haben würde. Und dieses Experiment gelang vorzüglich. Der Vigilant gehorchte dem flüsternd ausgesprochenen Befehl seines Meisters ohne den geringsten Widerstand. Welton ließ ihn sich erheben, auf die Bank und auf den Tisch steigen, er ließ ihn vorwärts und rückwärts gehen, seine Arme und Beine vorstrecken und sie längere Zeit in waagerechter Haltung festhalten – der Hypnotisierte tat alles. Dann drängte Welton ihn durch die Gewalt seines Willens wieder zurück in den Korbstuhl und sprach, über ihn gebeugt, seine eigenen dunklen Augen in die Lider des anderen hineinbohrend:

„Du wirst morgen um dieselbe Zeit wie damals an demselben Orte sein, wo der Kommissar Dammann dich getroffen hat ... Du wirst dort hingehen, wo er dich hingeschickt hat, und du wirst mit dem Menschen sprechen, mit dem du damals gesprochen hast und dasselbe tun, was du damals getan hast! Nichts kann dich davon abhalten!“

Dann blies Welton den Hypnotisierten an und setzte sich still neben ihn auf die Bank.

Der Vigilant erwachte und sah sich verstört um.

„Sie sind ein wenig ohnmächtig geworden,“ sagte Welton, „das kommt wohl von der Erschöpfung nach der langen Krankheit.“

„Ja, ja,“ murmelte der andere und erhob sich.

Man sah es ihm an, welche Angst er hatte vor Welton, und wie es ihm darum zu tun war, aus dessen Nähe fortzukommen. Er rannte förmlich, ohne sich umzusehen und ohne zu grüßen.

Welton lächelte traurig. Wie wenig lag ihm an dieser Kraft, die andere Geschöpfe seinem Willen unterjochte, und doch bedurfte er ihrer und mußte sie gebrauchen in Fällen wie hier, wo kein anderer Weg zur Aufdeckung einer verruchten Tat führte.

Langsam und in sich gekehrt, ging er durch den Garten zurück nach der Anstalt und hatte ein längeres Gespräch mit dem Direktor des Krankenhauses, der all seinen Wünschen nachzukommen versprach.

5.

Am nächsten Morgen, es war ein herrlicher Augusttag, hielt sich schon ganz früh ein Radfahrer in der Nähe des Eppendorfer Krankenhauses auf, der in der Uniform eines Telephonarbeiters sich an den Mastbäumen der Leitung zu schaffen machte.

Etwa um neun Uhr öffnete der Portier die kleine Pforte neben dem großen Einfahrtstor der Anstalt und ließ einen schlanken blonden Menschen hinaus auf die Straße.

Dieser Mann hatte nicht, wie sonst üblich, eine Entlassungskarte oder einen Urlaubsschein des leitenden Arztes vorgezeigt, er hatte auch kein Wort mit dem Portier gesprochen und wäre auch sicherlich nicht auf die Straße hinausgekommen, wenn nicht dem Beamten vorher bedeutet gewesen wäre, gerade diesen Mann ohne jede Frage und ohne ihn irgendwie aufzuhalten, passieren zu lassen.

Der Blonde ging aufgerichtet und gerade vor sich hinblickend mit einer Art gleitenden, fast schwebenden Schritten an dem Telephonarbeiter vorbei, dessen Rad am Maste lehnte, und der, sobald der vor ihm Gehende sich genügend weit entfernt hatte, aufs Rad stieg und zum nächsten Telephonmast weiterfuhr. Dieses Spiel wiederholte sich auf einem langen Wege bis nach Hamburg hinein, so, daß der Radfahrer dem Fußgänger immer folgte, und als dieser eine elektrische Bahn bestieg, in gemessener Entfernung, aber das starke Tempo der Bahn mit innehaltend, hinterherfuhr. Ein paarmal überholte der Radfahrer den Fußgänger auch, als dieser wieder abgestiegen war von der elektrischen Bahn und seinen Weg zu Fuß fortsetzte. Und Welton, der heute die Verkleidung eines Telephonarbeiters gewählt hatte, sah dann, daß der Vigilant entweder von dem weiten Wege oder aber von der Hochspannung seines geheimsten Wesens schon aufs äußerste erschöpft war. Der Detektiv, nur noch von dem rasenden Trieb beherrscht, an sein Ziel zu gelangen, hätte am liebsten dem Ermatteten, der jetzt nach vornüber geneigt mit hängenden Armen und schlüpfenden Füßen vor ihm herschritt, von seiner eigenen Kraft etwas abgeben.

Schon befanden sie sich auf dem alten Steinweg. Welton, dessen Vorempfinden in diesen Tagen wieder von einer ihn selbst beängstigenden Stärke war, erlebte in dem Bewußtsein, daß er und sein Vorläufer in wenigen Minuten das Ziel erreicht haben würden, die ganze Szene, die sich dort abspielen sollte.

Vor dem Tanzlokal auf St. Pauli blieb der blonde Max stehen. Es war, als ob auch hier wieder Schrecken und Entsetzen vor einer drohenden Gefahr ihn zurückdrängen wollten, aber der ihm aufgezwungene Wille dessen, der dicht hinter ihm war, und der so fortwährend durch die Nähe seiner Person wirken und seine Befehle verstärken konnte, trieb den Blondnen erbarmungslos vorwärts.

Er ging hinein in den Saal, in dem sich trotz der frühen Stunde schon eine ganze Anzahl von Paaren, hauptsächlich Seeleute mit ihren Mädchen, im Tanze drehten.

Welton zeigte im Vorbeischreiten an einem dort stationierten Schutzmann seine Erkennungsmarke und lehnte sein Rad an einen Baum. Der Uniformierte nickte, er hatte die Weisung des anderen, auf das Rad achtzugeben, begriffen.

Dann schlüpfte auch der Telephonarbeiter mit dem scheuen Benehmen von derartigen Leuten, wenn sie während ihrer Dienststunden dem Vergnügen nachgehen, in den Tanzsaal.

Er blieb vorläufig in der Nähe des Eingangs und sah, wie auf der gegenüberliegenden Seite der Vigilant umherirrte, dabei aber trotz seiner offenbaren Schwäche den tanzenden Paaren geschickt auswich. Nun schien ihn seine Ermattung zu überwinden, er sank auf den Stuhl und winkte einem vorbeieilenden Kellner. Als der ihm Bier brachte, trank er sein Glas in einem Zuge leer und nahm gleich ein zweites.

Dann stand er wieder auf. Der Drang, das zu tun, was ihm befohlen worden, war zweifellos stärker, als alles andere in ihm. Mit einer Art Mitleid beobachtete Welton, wie dieser arme Mensch sich gegen den inneren Zwang wehrte, der ihn zu Handlungen trieb, vor denen er sich selbst entsetzte.

Und richtig, jetzt blieb er stehen, der Vigilant! Bei einer Gruppe von Männern, die sich dem erfahrenen Auge des Detektivs ohne weiteres als Verbrecher kennzeichneten. Welton, dessen Verkleidung so vorzüglich war, daß er ein Erkennen selbst durch einige ihm genau bekannte Menschen nicht zu fürchten brauchte, ging schnell zwischen den tanzenden Paaren hindurch und setzte sich zwei Tische von der Gruppe, vor der der blonde Max jetzt stand, ebenfalls nieder.

Er hörte den lauten Ausruf eines breitschultrigen brutal aussehenden Kerls.

„Ach, Max, du bist da! Na, haben sie dich wieder zusammengeflickt in Eppendorf? Willst uns wieder mal verdibbern?“

Voll Bedauern sah Mark Welton, wie der Unglückliche unter den rohen Worten seiner einstigen Genossen erzitterte. Geschehen sollte ihm nichts. Dafür wollte der Detektiv schon sorgen. Aber diese fürchterliche, jammervolle Angst, die der Vigilant ausstand, die konnte er ihm nicht abnehmen.

Doch die Verbrecher schienen nichts Böses gegen den blonden Max im Schilde zu führen. Im Gegenteil, es machte den Eindruck, als hielten sie seine damalige Bestrafung durch ihren Genossen für ausreichend und ihn selbst dadurch für soweit gebessert, daß sie ihn wieder in ihrer Mitte dulden konnten.

„Hast's ihm aber ordentlich gegeben, Teddi,“ meinte einer und deutete auf das Gewirr von noch kaum vernarbten Wundmalen, welche des Vigilanten Kopf und Gesicht bedeckten.

„Na, dafür soll er auch heute ordentlich einen mit uns trinken,“ erwiderte der Breitschultrige und zog den von der Angst, vielleicht auch von dem jetzt ungewohnten Alkoholgenuß wie betäubten Max Vasinsky neben sich auf einen Stuhl nieder.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft und drehte sich um alles mögliche, bis der eine zu dem blonden Max sagte:

„Na, dein Freund von der Polente^[10], der ist ja machulle! ... ich glaube, der ist gegen was Spitzes gerannt!“

Er wollte vielleicht noch etwas sagen, aber ein vernehmliches Räuspern des Breitschultrigen ließ ihn verstummen.

Welton, der so tat, als wolle er mit einem der an seinem Tisch sitzenden Mädchen Verbindung suchen, und sich lebhaft mit der Kleinen unterhielt, überlegte dabei, in welcher Weise er sich am besten dieses gepackten Kerls, den seine Genossen „Seidenteddi“ riefen, versichern könnte.

Jene Frage an den Vigilanten hinsichtlich des verschwundenen Kriminalkommissars war dem scharfen Ohr des Detektivs natürlich nicht entgangen. Und die durch das Räuspern Seidenteddis unterbrochene Bemerkung von dem „Spitzen“, gegen das der Kommissar wahrscheinlich gelaufen wäre, erfüllte den Freund mit trüben Befürchtungen. Diese Menschen da wußten offenbar Genaueres über das Schicksal Hans Dammanns. Aber den Breitschultrigen hier zu verhaften, das war sicher nicht empfehlenswert. Einmal waren in dem sich jetzt immer mehr füllenden Saal sicherlich eine große Anzahl von Kerlen, die ohne weiteres Seidenteddis Partei ergriffen und Welton einen schweren

Stand bereit hätten, dann aber schien durch eine derartige Verhaftung vor aller Augen das Schicksal des armen Vigilanten besiegelt. Wenn er hier nicht im Gewühl seinen wohlgezielten Messerstich bekam, so war ihm dieser später an irgendeiner dunklen Straßenecke sicher.

Jetzt tanzten einige von den Männern, die dort am Tische gesessen hatten, mit ihren Mädchen. Und Welton sah zu seiner Freude, daß Seidenteddi und der blonde Max aufstanden und dem Ausgange des Saales zusteuerten.

Natürlich folgte er ihnen wie ein Schatten. Sie gingen nach den Hütten zu und hatten sicherlich keine Ahnung von dem, was kommen sollte, als der Telephonarbeiter auf seinem Rade an ihnen vorbeisauste.

Aber wie vom Donner gerührt war der ehemalige Ewerführer, als ein Stück weiter plötzlich vier Kriminalbeamte aus einem Hausflur hervortraten, und ihn festnahmen.

Schäumend wie ein Eber, rannte er gegen die Schutzleute an.

„Da!“ schrie er, seine massige Faust vorwärts stoßend und auf den blonden Max hindeutend, „den will ich bloß erst noch alle machen! Du Schubiak! Du Schuft! Du Hund, du elender!“

Der blonde Max stand zitternd und nicht wissend, wie ihm geschah, dabei und lehnte sich schweratmend an eine Laterne.

Was war denn das? Auch gegen seinen Willen verriet er den Menschen?

Und während die Beamten den sich noch immer wehrenden Seidenteddi in die Hüttenwache hineinstießen, trat plötzlich der Telephonarbeiter an des blonden Max' Seite und sagte:

„Sie hätten sich das alles ersparen können, wenn Sie mir gestern gleich meine Fragen beantwortet hätten. Ich mußte das wissen, um was ich Sie gefragt habe! Aber nun ängstigen Sie sich nicht, ich Sorge dafür, daß Ihnen nichts geschieht. Hier haben Sie Geld, fahren Sie vor allen Dingen zurück nach dem Krankenhaus und erholen Sie sich etwas!“

Der blonde Max schüttelte mit tränenden Augen den Kopf.

„Da behalten sie mich nicht,“ dann mit einem Blick der Verwunderung auf Weltons Verkleidung: „Wie man sich so verstellen kann! Nie im Leben hätte ich Sie erkannt!“

Der Detektiv setzte den Mann in eine Droschke, gab dem Kutscher die Adresse des Krankenhauses und dem Vigilanten selbst seine Karte mit ein paar Worten an den Direktor. Dann ging er selber zurück auf die Hüttenwache, wo er eine lange Unterredung mit Seidenteddi hatte.

„Herauskommen tut es doch, was mit meinem unglücklichen Freund geschehen ist,“ sagte Welton, „und ich verspreche Ihnen, daß Sie sofort entlassen werden, wenn Sie mir sagen, was passiert ist, oder wenigstens, was Sie wissen! ... anderenfalls,“ setzte er hinzu, da Teddi mit verbissenem Gesicht immer noch schwieg, „anderenfalls werden Sie als mutmaßlicher Mittäter an dem jedenfalls verübten Verbrechen in Haft behalten, und ich gebe Ihnen mein Wort, auch dann schwer bestraft, wenn Sie nur Mitwisser sein sollten! Also reden Sie!“

Der Gefangene lächelte, aber man sah wohl, daß er innerlich gar nicht so heiter war. Und schließlich entschloß er sich zu einer Aussage:

Er hätte gehört, daß die schwarze Hanni und einer, den er nicht kenne, den Kommissar vorgehabt hätten.

Mit einem Seufzer erwiderte Welton:

„Und der, den Sie nicht kennen wollten, heißt Georg Karsten, Tommy Fix, Mr. Sandbeck oder das Opossum. Er ist ein berüchtigter Bankräuber und hat wahrscheinlich meinen armen Freund auf seinem Gewissen. Sprechen Sie weiter, was wissen Sie noch?“

Seidenteddi sah verstockt vor sich nieder, aber Welton half ihm.

„Denken Sie daran, daß Sie vielleicht heute noch frei werden können!“

Das zog. Anfangs noch zögernd, erzählte der Ewerführer, die schwarze Hanni hätte ihn schon dazu bewegen wollen, den Kriminalkommissar totzuschlagen. Er hätte das aber natürlich weit von sich gewiesen. Dann wäre, auch von dem Kommissar abgeschickt, draußen im Salon auf St. Pauli der blonde Max zu ihm gekommen und hätte darüber was erfahren wollen. Na, als ob er das nicht gemerkt hätte! Und wie schlecht das dem Achtgroschenjungen bekommen wäre, das hätte er, Welton, ja wohl selber gesehen! ...

„Denn wir lassen mit uns nicht spaßen,“ setzte der Verbrecher großpratschig hinzu.

„Nein, ihr schlagt lieber den besten Menschen von der Welt tot!“

„Aber ich nicht, Herr, ich nicht!“ beteuerte Seidenteddi. „Ich hab’s ja gesehen, wie der Kommissar sich mit der schwarzen Hanni in der ›Roten Grütts‹ traf, und wie das Mädels nachher mit ihm fortging.“

Der Detektiv sah den Verbrecher mit großen Augen an. Der schlug die seinen kleinlaut nieder. Er hatte mehr verraten, als er wollte.

Aber Mark Welton wußte genug.

„Noch eins,“ sagte er, ehe er die Zelle verließ, „ich habe Ihnen versprochen, daß, wenn Sie offen zu mir sind, Sie heute noch entlassen werden. Und ich wiederhole mein Versprechen. In zwei Stunden habe ich mich überzeugt, ob das, was ich von Ihnen erfahren habe, der Wahrheit entspricht, dann werde ich hierher telephonieren und Anweisungen geben, daß man Sie freiläßt. Sie versprechen mir dagegen, daß Sie dem armen Kerl, dem blonden Max, Ihre Verhaftung nicht nachtragen. Der Mann ist daran, das schwöre ich Ihnen beim Andenken an meinen Freund Dammann, vollkommen unschuldig. Er ist ganz gegen seinen Willen in Euer Tanzlokal gekommen und hätte gewiß alles andere lieber getan, als daß er sich an Euren Tisch setzte. Er hatte keine Ahnung davon, daß ich auf seinen Fersen war! ... Also gebt Ihr mir Euer Versprechen?“

Mit einem Blick seiner großen blauen Seemannsaugen, die seither in so viel Schlechtes geblickt hatten, sah jetzt der Johlegänger in das ernste Gesicht des Detektivs. Und da überkam auch diesen schon so tief gesunkenen Menschen einmal wieder das Gefühl der Ehrfurcht und der Reinheit. Er fühlte, was der andere ihm sagte, war wahr. Und er gab ernst und fest wie in den Tagen, da er noch ein braver, redlicher Mensch war, das von ihm geforderte Versprechen.

Zwei Stunden später wurde Seidenteddi entlassen.

Von der „Roten Grütt“ aus hatte Welton mit einem Polizeihunde die Spuren des Kriminalkommissars verfolgt und war bald von dem klugen Tiere durch das Gewirr der Höfe hingeführt worden in jenes versteckte Haus, wo der feige Mord geschehen war.

Niemand wäre darauf gekommen, denn der Aufenthalt und das Wohnen in der baufälligen Baracke war von der Polizei verboten.

Ein schrecklicher Dunst schlug Welton, der hierher noch andere Polizeibeamte mitgenommen hatte, entgegen, als er sich dem schmalen Gang näherte, in dem das Verbrechen geschehen war.

Die Leiche des Braven, der in treuester Pflichterfüllung dem Mordstahl erlegen war, sah schrecklich aus. Welton, der so vieles in seinem Leben gesehen hatte, konnte den Anblick nicht ertragen, aber sein Pflichteifer, das volle Bewußtsein, daß hier schon die Kette der Geschehnisse anfing, an der er sich weitertasten müsse bis zur Entdeckung des Mörders, ließ ihn den Sturm seiner Empfindungen niederkämpfen.

Nachdem die Männer der Rettungsgesellschaft die traurigen Überreste dieses einst so schönen und stattlichen Mannes auf eine Tragbahre gelegt

und fortgeschafft hatten, leuchtete Welton mit seiner Laterne den ganzen Gang ab, obwohl man in der verpesteten Luft, von welcher der enge Korridor erfüllt war, kaum atmen konnte.

Und seine Ahnung, er würde hier noch etwas finden, was für ihn vom höchsten Wert war, hatte ihn nicht betrogen.

Am Ende des Ganges bewies eine mächtige, zum großen Teil schon vertrocknete Blutlache, daß auch hier ein Kampf sich abgespielt und ein Schwerverwundeter gelegen haben mußte.

Die Lage des toten Kommissars, welche Welton genau beobachtet und außerdem photographisch aufgenommen hatte, ehe er jemand anderen an den Leichnam heranließ, bewies, daß Hans Dammann über die ersten Schritte, die er im Korridor machte, nicht hinausgekommen war. Dort hinten hatte zweifellos ein anderer sein Blut verspritzt, und der Revolver in der verkrampften Hand des Beamten, der achtmal abgeschossen war, zeigte deutlich, wer dem, der dort hinten gelegen, die schwere Verletzung beigebracht hatte.

Nach seinen bisherigen Feststellungen zweifelte Welton keinen Augenblick, daß Georg Karsten und die schwarze Hanni bei dem Meuchelmord beteiligt waren. Freilich erschien es gar nicht ausgeschlossen, daß auch noch andere ihr Mütchen an dem Kommissar gekühlt hatten; Grund, sich an ihm zu rächen, hatte er ja einer Menge von diesen Leuten gegeben.

Jedenfalls war der, der hier am Ende des Ganges sein Blut vergossen hatte, lebend oder tot fortgeschafft worden.

Indem das alles Welton durch den Kopf ging, machte er sich daran, noch einmal und zwar mit vermehrter Aufmerksamkeit die blutigen Stellen der sonst von dickem Staub bedeckten Holzdielen abzusuchen.

Und er fand, was er brauchte. Einer jener billigen, aus Zelluloid hergestellten Haarpfeile war unter einer dicken Lage geronnenen Blutes in die weitklaffenden Fugen der Diele gefallen. Damit war das Rätsel gelöst, wer hier verwundet war: die schwarze Hanni hatten die Kugeln des Kommissars getroffen!

Und Welton fand immer mehr, was ihm ohne Worte, aber trotzdem mit beredter Zunge Bericht gab von jenem grausigen Kampf, der hier stattgefunden hatte.

Fußspuren, zum Teil mit blutigen Rändern, hatten sich deutlich in den Staub eingedrückt. Kleinere, die ausgeglitten und verwischt waren, als sei die Person, welche sie hinterlassen hatte, ihrer Sinne nicht mächtig,

hin und her gewankt. Und daneben klare und feste Abzeichnungen eines Mannesstiefels, der dem gehört hatte, welcher das verwundete Weib hinwegtrug oder führte.

Die Treppe hinab und über die Höfe, bis in den schmalen Gang hinein, der auf die Straße hinausführte, verfolgte der Polizeihund die Fährte. Aber dann sah man, wie das kluge Tier am Ende seiner Möglichkeiten angekommen war. Tage waren ja vergangen, seit jene düstere Tat geschah, und nicht Hunderte, Tausende von Menschenfüßen hatten inzwischen die Granitsteine des Trottoirs berührt, und die Spuren des flüchtigen Mörders verwischt.

Welton verließ jetzt das Korps der Polizeibeamten, die auf dem Hofe standen und ihn ehrfurchtsvoll grüßend vorbeiließen.

Der Hamburger Senat hatte ihm eine dem Reichtum der Stadt und ihrer Behörden angemessene Belohnung zugesichert. Aber das Geld war es nicht, was all seine geistigen und körperlichen Kräfte antrieb, sich ganz in den Dienst dieser Sache zu stellen.

Er hatte ja einen Freund verloren, einen braven und noblen Menschen, der nur seine Pflicht getan, und der ein junges Weib hilflos zurückließ, das sich vielleicht nie von diesem Schlage erholen würde.

Welton war stets ein gefährlicher Gegner derjenigen, die das Gesetz brachen und ihren Nebenmenschen Schaden zufügten. Aber hier war er, als der Freund des Ermordeten, auch der Todfeind von dessen Mörder. Und er, der ein so weiches Herz hatte, und dem es oft schwer fiel, selbst wirklich Schuldige der gerechten Strafe auszuliefern, er fühlte jetzt kein Erbarmen. Er wußte, daß ein schweres Ringen ihm bevorstand, aber er wollte nicht nachlassen, bis er sein Ziel erreichte und den Mordgesellen dingfest machte, selbst wenn es ihm dabei ans Leben ginge!

Die ersten Tage war er voller Mut und Hoffnung. Er hatte ja bisher immer eine glückliche Hand gehabt! Wo keiner etwas sah und fand – für ihn lagen die Spuren des Täters offen da! Gewiß, man brauchte Glück, mehr als zu jeder anderen Sache im Detektivberuf. Aber ihm war es noch stets geglückt! Irgendein Zufall, eine gleichgültige Kleinigkeit, an der ein anderer achtlos vorübergegangen wäre, brachte Welton auf die richtige Spur.

Dieses Mal schien es anders zu sein. Die Fährte, die auf der Straße aufgehört hatte, wollte und wollte sich nicht wieder finden lassen. Es vergingen drei, vier, fünf Tage, und eine Woche ging hin, ohne daß es Welton gelungen wäre, auch nur auf die geringste Vermutung zu kommen, wo der Mörder sich aufhalten könnte.

Daß er Hamburg verlassen haben sollte, war kaum anzunehmen, denn sein Bild war überall bekannt in Deutschland, und auch im Auslande hatten es die Zeitungen veröffentlicht. Außerdem waren die Bahnhöfe und Verkehrsstraßen der Stadt von Polizisten in Zivil belagert, die bei dem geringsten Verdacht zur Verhaftung der Person schritten. Und was am meisten dafür sprach, daß der Mörder sich noch immer in den Mauern der alten Hansestadt aufhielt, das war die Treue gegen jenes Weib, das die Gefährtin seiner schaurigen Tat gewesen war.

Allerdings durfte der Verbrecher um seiner selbst willen das Mädchen nicht verlassen, denn früher oder später wäre sie ja gefunden worden und hätte so oder so dazu beigetragen, daß man seinen Aufenthalt herausbekäme.

Welton versuchte in diesen Tagen, was immer sich versuchen ließ. Auf den Rat seiner polizeilichen Kollegen ließ er durch die große Anzahl von Hilfskräften, die man ihm zur Verfügung gestellt hatte, in allen Apotheken und Drogenhandlungen nachfragen, ob irgendwo Verbandstoffe oder antiseptische Mittel von einer Persönlichkeit, die dem Bilde Georg Karstens entsprach, gekauft seien. Er hielt von dieser Maßregel so wenig, wie tatsächlich dabei herauskam. Erstens fand dieser Karsten, der ja in den Verbrecherkreisen Hamburgs zu Hause war, immer jemanden, der für ihn solche Arzneimittel holte, und zum anderen hatte er längst bewiesen, daß er die Fähigkeit besaß, sich so zu verkleiden, daß ihn nur ein sehr erfahrenes Detektivauge erkannte.

Am allerschwersten für Weltons Vorhaben war aber die Tatsache, daß der Bankräuber sich zweifellos noch im Besitze von Geldmitteln befand, die aus dem Kassenraube in Illinois herrührten. Und wäre selbst das nicht der Fall gewesen, „Tommy Fix“ war der Mann danach, jetzt unter der drohenden Gefahr sich durch einen kühnen Handstreich mit allem Notwendigen zu verproviantieren.

Wenn jemals, so begann sich hier in diesem Fall eine gewisse Nervosität bei Welton zu zeigen. Die Behörde, die ihn hatte rufen lassen, erwartete nun auch ebenso plötzliche als glänzende Erfolge. Und je weniger die beamtete Polizei sich einem so außergewöhnlichen Verbrecher gewachsen zeigte, um so mehr war man der Ansicht, daß Welton diese Sache in Kürze lösen würde und müßte.

Die Sticheleien, von denen er seitens der offiziellen Diebesfänger nicht verschont blieb, taten ihm aber nicht so weh wie das eigene Empfinden seiner momentanen Unzulänglichkeit. Daß er Hans Dammann eines Tages rächen würde, daß früher oder später seine Hände

dem „Opossum“ die Fesseln um die Handgelenke legen würden, davon war Welton ebenso überzeugt, wie von seiner eigenen Existenz. Aber er, der sonst die Geduld und Langmut selber war, konnte in dieser Sache seine Erwartung auch nicht recht zügeln. Er sehnte, wenn er sich nachts zum Schlafen legte, den Morgen herbei, weil er hoffte, das junge Tageslicht würde ihm die Offenbarung bringen, deren er bedurfte.

Wie ein unermüdlicher Waidmann, der weiß, daß in jenem Dickicht ein Wolf haust, umschlich Welton den Gassenkomplex in Altona, in dessen Mitte der Mord geschehen war. Unter hundert Verkleidungen betrat er Wohnungen, die ihm verdächtig schienen, schlich in die Keller hinab und stieg auf die Hausböden, ohne die geringste Spur zu finden.

Dann kam ihm der Gedanke, der Bankräuber könne vielleicht nachts über die Dächer hinweg zu dem verwundeten Mädchen kommen, das er in der Nähe in irgendeinem Versteck untergebracht hatte. Da lag Welton bei gutem und schlechtem Wetter auf den schmutzigen Ziegeln der Hausdächer, klonn jeden Giebel hinauf und ließ sich von dort mit Todesverachtung hinuntergleiten. Im Anzug eines Essenkehrers manchmal, dann wieder als Telephonarbeiter und schließlich als Bodendieb in der Gesellschaft von zwei Leuten, die er beim Wäschediebstahl antraf und ruhig laufen ließ, um nur ja nicht durch irgendeine polizeiliche Vernehmung oder andere Scherereien in seinem Eifer gestört zu werden.

Mit ihm arbeitete die ganze Hamburger Polizei. Ja, es hieß, von Neuyork seien Detectives herübergekommen. Aber es schien, als habe dieser Mensch, auf den zwei Erdteile fahndeten, sich Flügel angeschafft und auf ihnen auch noch die Genossin seiner Verbrechen davongetragen.

6.

Eines Vormittags ging Welton an dem Zitherkeller vorbei, in dem er selbst den Kommissar zuletzt gesehen und wo er ihm so erfolgreichen Beistand geleistet hatte. Mit wehmütigem Lächeln dachte er an den Lumpensammler, der in einem so vergnüglichen Rausch die Kellertreppe hinabtorkelte. Und von jener anhänglichen Empfindung getrieben, welche uns Orte, an denen wir liebe Menschen getroffen haben, wieder aufsuchen läßt, stieg Welton die Kellerstufen hinab und nahm in dem recht vernachlässigt aussehenden Gastzimmer Platz.

Hier wurden gewiß keine Zitherabende mehr gefeiert, es sah auch nicht so aus, als wenn die Ausgestoßenen der Gesellschaft sich noch hier versammelten. Der Keller diente jetzt einer kleinen Kümmel- und Bierwirtschaft, und die Gäste mochten rar sein.

Welton begann ein Gespräch mit der Wirtin, einer alten Frau, die sich zu ihm setzte und, das sah man, von Sorgen bedrückt war.

„Na, Mutterchen,“ sagte der Detektiv, „allzuviel ist bei Euch hier unten auch nicht los.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, wir werden es wohl aufgeben müssen,“ sagte sie, „wenn wir bloß von der Miete loskämen!“

„Na, warum kommen denn die Gäste nicht?“ fragte der Detektiv.

Sie zuckte mit den Achseln und blickte trübselig zu Boden. Welton mußte seine Frage erst wiederholen, ehe sie sagte:

„Ja, das is all so ... Früher, da war hier buten mehr los, aber seitdem, daß der Wirt totgeschossen ist, der Hinrich Karsten, da ...“

Sie wollte offenbar nicht weiterreden. Und Welton mußte sie immer und immer wieder ermutigen, bis er endlich erfuhr, weswegen die Wirtschaft hier den Krebsgang ging.

Es spukte.

Der Geist des ermordeten Wirtes konnte seine Ruhe nicht finden und, wenn die Leute hier im Keller saßen, des Abends, wenn's still war, dann hörte man es deutlich stöhnen ... Durch Mauer und Wand hindurch kamen die Töne ... wer weiß, was die arme Seele nicht zur Ruhe kommen ließ! ...

„Ja,“ meinte sie, „meine Tochter und mein Schwiegersohn, die wohnen auf's Land, aber Sie wissen ja, 's tut oft nicht gut, wenn die alten Leute dabei sind. Und dann bin ich ja auch noch so rüstig und kann gern noch was arbeiten, und da wollte ich mir erst eine kleine Bäckereifiliale nehmen und so'n bißchen Zuckerwerk dabei und so was, na, Sie wissen ja schon, lieber Herr, was die Kinder gern kaufen! Aber mein Schwiegersohn, der meinte, das Getränke lohnt besser, und da bin ich so dumm gewesen und bin hier auf den alten, jämmerlichen Keller reingefallen ...“ Sie seufzte tief auf, „ach, wenn ich doch man bloß los davon käme! Aber nun habe ich schon die Miete für ein halbes Jahr bezahlt, ach, und das wollt' ich ja auch gerne draufgeben, wenn 'n mir bloß einer abnehmen wollte für das andere halbe Jahr!“

„Wann stöhnt denn der Geist immer?“ fragte Welton, ohne sich im geringsten spottlustig oder überlegen zu geben.

„So meistens gegen Abend,“ sagte die alte Frau ernsthaft, „aber manchmal auch am Tage ... da! da! hören Sie wohl? ... da ist es wieder.“

Welton hatte sein Ohr lauschend nach der hinteren Wand geneigt und jene Töne, die wirklich wie dumpfe, aus der Tiefe heraufklingende Schmerzenslaute einer Menschenbrust anzuhören waren, wohl vernommen.

Er an diesem Tage wie ein Kleinbürger gekleidet. Mit einem vorn stark wattierten Anzug, der ihm das Aussehen eines behäbigen Bürgers aus dem Mittelstande verlieh, der sein Geschäft versteht und der es vielleicht sogar schon zu einem kleinen Kapütälchen gebracht hat. So sprach er und bewegte sich auch so.

„Ja, wenn ich ihn man bloß los würde, den ollen Keller!“ jammerte die Frau, „kein Mensch will hier unten sitzen!“

Welton schüttelte abwehrend den Kopf.

„Das bilden Sie sich bloß ein, meine Gute! Machen Sie es hier nur etwas wohnlicher und gemütlicher, dann kommen die Leute ganz von selbst!“

„Nein, nein,“ beteuerte die Frau, „keinen Pfennig steck' ich hier mehr hinein. Dat is all verlorenes Geld. Dor hat 'n Uhl säten!^[11]“

Welton saß, langsam mit dem Kopfe nickend, wie einer, der sich einen Plan reiflich überlegt, vor seinem Bier. Endlich sagte er langsam und jedes Wort abwägend:

„Na, wenn ich nun das zweite halbe Jahr Miete zahlen würde, würden Sie mir dafür den Keller sofort überlassen?“

Die Frau bedachte sich nicht einen Augenblick.

„Wenn Sie mir eine Entschädigung für das Inventar geben, sofort! Auf der Stelle!“

„Na, was soll ich Ihnen denn da zahlen?“ fragte Welton.

„200 Mark,“ sagte die alte Frau, die ihre Preise offenbar genau wußte, „und der Keller kostet 800 Mark Jahresmiete, da müssen Sie die 400 Mark auch gleich bezahlen, denn sonst geht’s nachher nicht, und der Wirt macht mich haftbar, weil ich doch den Kontrakt unterschrieben habe!“

Welton war kurz vorher auf der Bank gewesen und hatte für seinen momentanen recht bedeutenden Bedarf Geld abgehoben. So zog er die Brieftasche hervor und zählte der alten Frau, die ganz erstaunt und ungläubig dreinblickte, sechs Hundertmarkscheine auf den Tisch.

Gleichzeitig entwarf er auf einem Blatt seines Taschenbuches einen kurzen Vertrag, den die alte Frau gewissenhaft durchlas und dann mit fester Hand und mit einem freudigen Lächeln auf dem verwitterten Gesicht unterzeichnete.

Welton zog seine Uhr.

„Jetzt ist es halb elf, um zwölf Uhr müssen Sie das Lokal geräumt haben, oder ich komme dann selbst mit einer Droschke, die Sie und Ihre sieben Sachen wegbefördert.“

„Oh, ich kann auch früher,“ sagte die Alte, „wenn der Herr will, in zehn Minuten.“

Welton ging.

Punkt zwölf Uhr war er selbst mit einem Handkoffer wieder zur Stelle und half der alten Frau ihre Sachen aufladen.

* * *

Im Betriebe der kleinen Bierwirtschaft änderte sich durch den Verkauf nichts. Welton, der den Hamburger Kleinbürger täuschend kopierte, hatte sich eine blaue Budikerschürze vorgebunden und eine Schirmmütze auf das schon mit grau untermischte blonde Haar aufgesetzt. So stand er am Kellereingang oben auf der Treppe und wartete auf Gäste.

Kam jemand, so plauderte er mit ihm und bediente sich im Gespräch des Hamburger Dialektes, den er vorzüglich beherrschte. Als nachmittags der Bierkutscher kam, freute sich der Mann, daß endlich mal

wieder ein vernünftiger Wirt in den Keller reinkäme. Der neue Besitzer solle sich ja nicht ängstigen, er würde schon genug zu tun kriegen ...

Welton sah aus alledem, daß er seine Rolle als Kneipier sehr gut spielte, und das war es, woran ihm ganz besonders lag. Niemand sollte die Veränderung, die hier vor sich gegangen war, merken!

Welton hätte gern jetzt schon eine genaue Inspektion der hinteren Räume vorgenommen. Er verstand es aber, seine Ungeduld zu bemeistern.

Den Tag über hatte er jene seltsam geisterhaften Töne nicht mehr gehört; als aber gegen Abend ein paar Gäste kamen, denen der Besitzwechsel im ehemaligen Zitherkeller aufgefallen war, fing das Stöhnen bald wieder an.

Die meisten Menschen, besonders aber die ungebildeten, sind so abergläubisch, daß die geringfügigste ihnen nicht ohne weiteres klare Tatsache genügt, ihre Phantasie in Schrecken zu versetzen. Hier war aber wirklich etwas schwer Erklärbares vorhanden, und Welton selbst, der auch menschlich den kleinen Budiker sehr gut spielte, wäre, selbst wenn er gewollt hätte, vorläufig nicht imstande gewesen, seinen Gästen hinreichende Auskunft über das Wesen dieser beängstigenden Stimmen zu geben.

Es kam keine Gemütlichkeit auf unter diesen Umständen. Die Leute lauschten fortwährend. Und wenn das Stöhnen von neuem anfang, dann kam das Gespräch immer und immer wieder ganz von selbst auf diesen peinlichen Gegenstand. Je weiter der Abend vorschritt, je mehr die Schatten wuchsen in den Winkeln des von einer Schirmlampe erhellten Kellers, desto gruseliger wurde der Aufenthalt.

Ob er denn selbst schon alles nachgesehen hätte, fragten ihn die Gäste.

Welton bejahte.

„Na, früher, die olle Behrens hat sogar die Polizei mal hier unten gehabt im Keller, aber es war absolut nichts zu finden,“ setzte einer von den drei Leuten hinzu, die noch an dem runden Mitteltisch unter der Hängelampe saßen. Dann ging auch der fort und nahm seinen Nachbar gleich mit. Der dritte und letzte war offenbar eine schüchterne Natur. Ihm war es peinlich, sich den beiden gleich anzuschließen. Aber er benutzte auch die erste Gelegenheit, um seinen Hut zu nehmen und sich ebenfalls zu drücken.

Vom Turm der Marienkirche hatte es vor kurzer Zeit zehn geschlagen. Welton wartete noch ein wenig, dann schloß er seinen Keller ab und machte sich daran, selbst alles zu untersuchen.

Es war ein großes, ziemlich altes Haus, in dem sich der ehemalige Zitherkeller befand. Dieser, mit den dazugehörigen Wohnräumen, nahm den ganzen rechten Flügel der Hausbreite ein. Welton hatte vormittags, nachdem er das Geschäft mit der alten Frau abgeschlossen hatte, die Entfernung dieser halben Vorderwand genau gemessen.

Jetzt, als er allein und ungestört war, maß er die Vorderwand der Kellerräumlichkeiten. Dazu rechnete er die ungefähre Stärke der Quermauern, die er auf eine bis einhalb Steinbreiten veranschlagte, und fand, daß die Maßzahlen genau stimmten. Genau dasselbe Verfahren wandte er bei den Quermauern des Hauses an. Auch hier fand er seine Erwartung getäuscht – die Maßzahlen stimmten bis auf wenige Zentimeter.

Trotzdem mußte es hier irgendwo einen von außen nicht erkennbaren Hohlraum geben.

Welton, der gedacht hatte, daß irgendwo eine Doppelmauer vorhanden wäre, und der sich in seiner Annahme enttäuscht sah, begann nun den mit Dielen belegten Fußboden des Kellers abzusuchen.

Das Dielenwerk war überall morsch und brüchig, und es war sehr schwer festzustellen, ob eine geschickte Hand sich hier irgendwo betätigt hatte, um unter diesem Keller vielleicht noch einen geheimen zweiten herzustellen. Aber nach nochmaliger Ableuchtung der sämtlichen Fußböden in den Kellerräumen kam Welton zu der Überzeugung, daß seit vielen Jahren hier niemand etwas geändert oder herausgenommen haben könnte.

Der Detektiv setzte sich in die Gaststube und stützte den Kopf in die Hände. Es gab hier nur die eine Erklärung, daß den Mauern, wie dies in manchen Lokalitäten aus schwer festzustellenden Ursachen der Fall ist, eine besonders starke Telephonkraft innewohnte.

Gegen ein Uhr, als alles still war im Hause, versah sich der Detektiv mit einigen Dietrichen und sonstigem Schlosserwerkzeug und ging durch den hinteren Durchgang des Kellers hinaus auf den Hof.

Dort befand sich ein alter Holzstall, dem Welton von Anfang an seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Er hatte die frühere Wirtin absichtlich nicht gefragt, wem dieser Keller gehörte. Fand aber, nachdem er das Vorlegeschloß mittels eines Dietrichs mit einiger Mühe aufbekommen hatte, daß der Holzstall sehr wahrscheinlich zu seinem Keller gehöre. Es

standen in dem dunklen Raum, den die Laterne rasch erhellte, mehrere Ballons, wie man sie für Spiritus benutzt, und auch Fässer umher. Auch fand sich da Handwerkszeug, ein Korb mit alten Biergläsern und außerdem viel unbrauchbares Gerümpel vor.

Hinten in der Ecke stand eine dem Detektiv bis an die Brust reichende Tonne von erheblicher Breite, die mit altem Eisen angefüllt war. Welton versuchte diese Tonne von der Stelle zu rücken, fand aber, daß selbst seine Kraft dazu nicht ausreichte. Es befanden sich nach oberflächlicher Schätzung gewiß zehn bis zwölf Zentner Metall darin. Das war alles. Der Boden war wie der des Hofes mit kleinen runden Kopfsteinen bepflastert. Auch hier bot sich also nicht der geringste Anhaltspunkt für irgendwelche Nachforschungen.

Dennoch war der Detektiv fest überzeugt, daß von hier aus die Lösung der großen Frage kommen müsse, die die Ermordung des Freundes an seinen Verstand stellte.

Der Detektiv sah sich noch einmal in dem Holzstall um und erwog alle Möglichkeiten, als er ein Geräusch hörte, das vom Hofe herkam.

Es war eine dunkle, wolkenchwangere Nacht. Der Hof lag in absoluter Finsternis und Welton sah ein, daß er nichts Unrichtigeres tun könnte, als jetzt den Hof zu verlassen. Sein Handwerkszeug hatte er bereits wieder eingesteckt, ebenso auch in dem Augenblick, als er das Geräusch hörte, den Finger vom Kontaktknopf der elektrischen Laterne fortgezogen. Dann suchte und fand er mit seinem enormen Ortssinn in diesem Keller, den er doch selbst erst vor einer Viertelstunde betreten und vorher nie gesehen hatte, in der tiefen Finsternis auf Zehenspitzen schleichend, den Weg in die hinterste Ecke, in der das Eisenfaß stand. Zwischen diesem und der Holzwand war hinreichend Raum für einen Menschen.

Welton hatte sich kaum hinter dem Fasse zusammengeduckt, als die von ihm natürlich nicht verschlossene Tür des Holzstalles leise aufgezogen wurde; dann erhellte ein schwacher Lichtschein den Stall.

Welton hatte den Browning schußfertig, aber auch die Handfesseln waren bereit.

Die vorsichtig tastenden Füße des Eindringlings, wie auch das matte Licht näherten sich der Stelle, wo Welton verborgen war. Die Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart des Detektivs spannte sich aufs höchste. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er in der nächsten Minute im Kampf auf Tod und Leben stehen würde, denn daran, daß es der von

ihm gesuchte Schwerverbrecher wäre, der jetzt in seine Nähe kam, zweifelte Welton keinen Augenblick.

Irgend etwas zu sehen, war für Welton unmöglich. Er durfte sich auch nicht mit der Fingerspitze rühren, das leiseste Geräusch, die geringste Bewegung hätte ihm die Entdeckung gebracht und, da er sich erst aufrichten mußte, während der andere die Bewegungsfreiheit vor ihm voraus hatte, so hätte diese Entdeckung für Welton leicht verderblich werden können.

Jetzt stand der andere dicht am Faß ... Welton wollte aufspringen, aber da geschah etwas, was Welton in starrem Erstaunen bewegungslos verharren ließ.

Der andere fing an, das Faß mit seinem eisernen Inhalt zu rücken. Und Welton kam es so vor, als bewegte sich die Tonne! ... Was mußte das für ein Mensch sein, der diese Last fortbrachte!! ...

Es schien auch dem späten und heimlichen Besucher gar nicht einmal aufgefallen zu sein, daß der Holzstall nicht abgeschlossen war; woraus Welton seinerseits schloß, daß er mit seiner Vermutung, dieser Stall gehörte zu den Keller-Lokalitäten und sei somit sein gemietetes Eigentum, recht gehabt hatte.

Der Detektiv war absolut nicht imstande, irgend etwas von der Figur oder dem Gebaren des Mannes, der etwa eineinhalb Meter von ihm entfernt stand, zu sehen. Er hörte es knacken und knarren und da! ... auf einmal hob sich das Faß in seinem oberen Teile auf der von Welton abgewandten Seite in die Höhe! Es wurde richtig aufgeklappt und konnte somit in seinem Innern kein altes Eisen bergen.

Welton sah jetzt sehr deutlich, wie der Mensch, der dieses jedenfalls sehr sinnreich konstruierte Behältnis geöffnet hatte, sich in die Tonne hineinschwang und von innen den jedenfalls mit Handhaben versehenen Oberteil des Fasses wieder in seine frühere Lage brachte.

Der Detektiv ließ noch eine geraume Zeit verstreichen, ehe er mit der denkbar größten Vorsicht aufstand und hinter dem Faß hervorschlich. Dann überzeugte er sich durch Händetasten, daß die Tonne wieder vollkommen in ihrer früheren Gestalt dastand. Jetzt ließ er seine elektrische Laterne aufflammen und sah die Tonne wieder genau so vor sich, wie vorher, wo er fest an ihren eisernen Inhalt geglaubt hatte. Wie er jetzt hineingriff, und ein Eisenstück vorsichtig hochheben wollte, sah er, daß dieses in der Tonne befestigt war, aber wiederum so geschickt, daß man annehmen konnte, es habe sich von selbst in den Wandungen festgekeilt. Dann leuchtete Welton die Bohlen ab und fand auch bald den

Reifen heraus, unter welchem der obere Tonnenteil abgeschnitten war, während der untere offenbar am Erdboden befestigt den Anschein erweckte, als sei der Behälter wegen seines zentnerschweren Eiseninhalts nicht von der Stelle zu bewegen.

Es half alles nichts, Welton mußte den so geschickt zurecht gemachten Deckel der Tonne abheben. Es ging viel leichter, als er sich's vorgestellt hatte. Das obere Teil war hinten mit einem kräftigen Scharnier an dem unteren befestigt und blieb daher ohne weiteres in seiner passenden Lage; natürlich hatte der Detektiv diese Öffnung ohne Licht bewerkstelligt.

Jetzt hörte er ganz von ferne Worte, die er aber nicht verstehen konnte. Es war in der Tonne genau so finster, wie um sie herum. Welton schützte die Laterne mit der vorgehaltenen Hand und ließ das elektrische Licht aufflammen. Bei dem gedämpften Schein sah er, daß ein ziemlich breites Loch in die Tiefe hinabging, und daß man auf einer hineingestellten Holzleiter hinuntersteigen konnte. Er zögerte nicht, es zu tun.

Als er wieder den Boden unter seinen Füßen fühlte, tastete er mit den Händen und fand bald den Gang, der ausgemauert war und von dessen Wänden mit leisem Geräusch Wassertropfen herabsickerten.

Jetzt war dem Detektiv der ganze Zusammenhang klar: Dieser Gang führte in irgendeinen Raum, wo er sicherlich den antreffen würde, den er suchte. Und noch etwas anderes erschien ihm jetzt deutlich: er erinnerte sich, daß er damals, als er und Dammann den Bankräuber im Zitherkeller gemeinschaftlich festgenommen, noch viel mit dem Kommissar über den Fall gesprochen hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählte der nun so schmählich Hingemordete, er hätte schon eine ganze Zeit die Gewißheit gehabt, daß Georg Karsten sich bei seinem Bruder, dem Zitherwirt, aufhielte. Aber weder Überwachungen noch die mehrfach vorgenommenen Haussuchungen hätten irgendein Resultat zutage gefördert. Es müßte da irgendein Versteck vorhanden sein, auf das man absolut nicht habe kommen können ... Welton ärgerte sich ein wenig, daß selbst er nur durch den Verbrecher auf die Spur, welche zu diesem Versteck hinunterführte, gebracht worden war.

Inzwischen drang er, die gespannte Browning-Pistole in der rechten und in der linken Hand seine Taschenlaterne, behutsam weiter vor. Die Stimme, die er so gut kannte, wurde immer deutlicher und Welton verstand jetzt jedes Wort, das der Verbrecher sprach.

„Min arme Deern,“ hörte er ihn sagen, „daß ich dir auch so gar nicht helfen kann!“

Die Antwort konnte Welton nicht verstehen, sie war von Stöhnen und Ächzen unterbrochen. Aber allmählich erhob sich die Stimme der Todwunden und Welton, der angestrengt lauschte, war tief erschüttert von dem, was er hörte.

„Ich sterbe ganz gern,“ sagte das Mädchen, „denn ich kann ihn doch nicht vergessen ... Du weißt ja nicht, wie gut er war, wenn er auch mal grob wurde ... Ich habe ihn so lieb gehabt! ... Und du, du mußt den anderen auch noch kalt machen, du weißt doch, den, der damals mit im Keller war, ... eher habe ich keine Ruhe. Wenn du's nicht tust, dann wirst du sehen, dann ...“

Es klang schauerlich, wie ein schluchzendes Lachen:

„Dann spuk' ich wirklich hier unten rum ... Nicht wahr, Georg, du ...“

Das übrige erstarb wieder in gurgelnden Tönen des Schmerzes.

Der Mann antwortete jetzt mit einer bösen, wütenden Stimme, deren Drohungen jeden anderen als Welton mit Entsetzen erfüllt hätten.

„Das laß man,“ sagte er, „den krieg' ich auch noch, den Dummkopf! Hahahaha! ... Neulich ist er sogar mit mir gefahren! Ich hab' ihn gleich erkannt! – Aber es war man leider am hellen Mittag! Wenn das abends gewesen wäre, dann lebte er jetzt nicht mehr!“

Das Mädchel sprach nun wieder.

Aber Welton vernahm nur das Rasseln ihres Atems, der aus der wunden Brust mit hohlem Geräusch heraufkam.

„Und wenn du erst wieder munter bist, dann hole ich dich hier raus, Hanni, dann ...“

Mehr verstand der Detektiv nicht, dem es geraten schien, so schnell wie möglich wieder an die Oberwelt zu kommen.

Während er durch den Gang zurückschlich, und geräuschlos die hölzerne Leiter emporstieg, um gleich darauf das Faß wieder zu verschließen, überlegte er, daß dieser unterirdische Gang, den die Verbrecher sicherlich nicht selbst gebaut, sondern aus früheren Zeiten herstammend, vorgefunden hatten, höchstwahrscheinlich über die Querstraße hinwegführte, an deren Ecke dieses Haus lag. Es war das eigentlich auch nur eine schmale Gasse. Immerhin hätte Welton nicht daran gedacht, daß jenseits derselben das Versteck, nach dem er fahndete, liegen könne.

Welton stand wieder auf dem dunklen Hof.

Wo war nun der Weg, den der Verbrecher benutzt hatte, um hierher zu gelangen? Die Tür, die aus dem Treppenhaus auf den Hof führte, war verschlossen, aber da, das Hoffenster im Parterre ...! Welton fand, daß man dieses Fenster von dem übermauerten Kellerhals leicht erreichen könnte, und wenige Augenblicke später war er auf der Treppe und hinab zur Haustür. Diese war ebenfalls verschlossen. Es war also anzunehmen, daß der Verbrecher von früher her noch einen Schlüssel zum Hause sein eigen nannte.

Für Welton gab es keinen anderen Ausweg, er mußte noch einmal zurück, um vom Hofe aus durch seinen Keller die Straße zu gewinnen. Wenn der Verbrecher inzwischen auch kam, so war ein Kampf unvermeidlich. Und für einen Augenblick war Welton entschlossen, es darauf ankommen zu lassen. Aber dann fiel ihm ein, daß es durchaus notwendig wäre, das Versteck oder die Wohnung des Verbrechers selbst aufzufinden. Es war sehr wahrscheinlich, daß dieser Mensch noch über Geldmittel, welche den von ihm beraubten Banken gehörten, verfügte. Bei seiner damaligen Verhaftung durch den Kommissar Dammann hatte die Polizei trotz aller Bemühungen keinerlei Geld oder Geldeswert finden können.

Welton kam unangefochten über den Hof in seinen Keller und von hier aus auf die Straße.

7.

Nach dem, was er in dem geheimen Gang erlauscht hatte, konnte es ihn kaum noch wundernehmen, daß er in der Gasse zwei Häuser weiter ein führerloses Droschken-Automobil sah.

Das hatte der Bankräuber gemeint, als er davon sprach, er selbst habe Welton gefahren und hätte ihn, wenn es nur Abend gewesen wäre, schon dahin gebracht, von wo eine Wiederkehr unmöglich ist.

Der Detektiv brauchte nicht lange Zeit, um sich die sehr geschickte, allerdings nur durch den Besitz von großen Geldmitteln mögliche Handlungsweise des Verbrechers zu erklären.

Nachdem Georg Karsten in jener Freitagnacht den tödlichen Stoß gegen den Kommissar geführt hatte, war er höchstwahrscheinlich geflohen in der Meinung, die schwarze Hanni folge ihm auf dem Fuße. Die beiden mochten auch, wie das Verbrecher bei ihren Streichen meistens tun, ein Rendezvous verabredet haben, wo sie sich nach geschehener Tat wieder finden wollten. Denn sicherlich hatte damals die schwarze Hanni ihr Logis irgendwo in der Nähe gehabt und den Bankräuber bei sich beherbergt. Als dann aber die Stunden und vielleicht die Nacht verging, ohne daß das Mädchen den Bruder ihres toten Geliebten aufsuchte, da hatte wohl der Bankräuber in dem starken Gemeinschaftsgefühl, welches auch diese Menschenkaste verbindet, sich aller Gefahr trotzend aufgemacht, um die schwarze Hanni zu suchen.

Und er hatte sie gefunden, durchbohrt von den Kugeln aus Hans Dammanns Revolver, in ihrem Blute schwimmend. Und er hatte die Todwunde auf seinen breiten Schultern hinweggetragen mit eigener Lebensgefahr und sie in dem Versteck verborgen, das so leicht keiner fand, das wahrscheinlich er und sein Bruder oft genug benutzt hatten, um Beute aus ihren und anderen Verbrecher-Diebstählen dort zu verbergen. Das war ein schöner menschlicher Zug in dem düsteren Bilde dieses Mannes, und Welton sah hier wieder, was ihm so oft in seiner Laufbahn klar geworden war: In all diesen Gesetzesverächtern brannte, wenn auch begraben unter den Schuttmassen des Lasters und der Selbstverachtung, die Liebe ebenso rein und stark, wie in den Herzen derer, die auf geraden Wegen wandelten. Und Welton war froh darüber. Wenngleich er nicht einen Augenblick daran dachte, den Verbrecher nun weniger schuldig zu finden oder ihn etwa gar laufen zu lassen.

Eine sehr kluge Idee war es gewesen, die den Bankräuber veranlaßte, sich höchstwahrscheinlich mit einem Teil oder dem Rest des in Amerika geraubten Geldes ein Droschken-Automobil zu kaufen und auf dessen Bock als Chauffeur thronend, ganz unbekümmert durch die Straßen Hamburgs dahinzusausen. Auch wie er sich in den Besitz eines solchen Wagens respektive des dazu notwendigen Führerpatents setzen konnte, war dem Detektiv vollkommen verständlich.

Es haben in der letzten Zeit viele einfache Leute, die ein kleines Kapital besaßen, als Selbstunternehmer den Kraftwagenbetrieb angefangen. Mancher davon war bei den horrenden Spesen des Automobil-Fahrens nicht imstande, das Geschäft pekuniär durchzuhalten, und diese Leute verkauften nun an andere für ein billiges Geld ihre Wagen und waren gewiß nicht heikel, wenn jemand kam, der das Führerpatent, mit dem sie selbst doch nichts mehr anfangen konnten, dazu verlangte.

Das überdachte Welton zum großen Teil erst, als er bereits in dem geschlossenen Auto Platz genommen hatte. Notabene, er hockte in einer nicht eben bequemen Stellung zwischen Vorder- und Rücksitz, seinen Browning hatte er zur Hand, denn er war sich vollkommen klar darüber, daß er das Wagnis, in das Automobil des Verbrechers zu steigen, wenn er nicht auf seiner Hut war, mit dem Leben bezahlen würde.

Es dauerte fast eine Stunde, bis Georg Karsten aus dem Hause trat. Er mußte unter einer Laterne vorbei, und so konnte Welton, der sich mit beiden Händen auf die Sitzpolster stützend, leicht erhob, den Verbrecher auf seinem kurzen Wege nach dem Automobil beobachten.

Der Bankräuber, der bei seiner Verhaftung im Zitherkeller – was ja schon seine Frauenrolle bedingte – glatt rasiert gewesen war, trug jetzt einen vollen, dunklen Bart und wäre in seiner Chauffeur-Kleidung, zu welcher die große Schutzbrille durchaus zugehörig erschien, von keinem Menschen auf der Welt erkannt worden.

Der Bankräuber blickte flüchtig in das Innere seines Wagens, offenbar ohne etwas von der Anwesenheit des Detektivs zu bemerken, setzte sich auf den Bock, nachdem er vorher die Kurbel des Autos angedreht hatte, und fuhr davon.

Er fuhr, wie das ja bei einem Manne seines Schlages gar nicht anders vorauszusetzen war, ein ganz rasendes Tempo, und Welton, der im Wagen hin und her flog, wunderte sich nur, daß der Wagen heil um die Ecken der schmalen Gassen und Straßen herumkam.

In der großen Allee hielt der Wagen, dessen Tür Welton bereits mit großer Vorsicht aufgeklinkt hatte. Als nun der Lenker vom Bock stieg und das Tor des Gebäudes, vor welchem das Automobil stand, aufschloß, sagte sich Welton, daß hier die Garage wäre, und verschwand in dem Augenblick aus dem Wagen, in dem der Chauffeur unter die Toreinfahrt hineinwollte. Dann versteckte sich der Detektiv auf der anderen Straßenseite, hinter einer der dicken Platanen, deren dunkle Kronen längs der Allee im Nachtwind rauschten.

Es dauerte gar nicht lange, bis der Verbrecher wieder erschien, nach wie vor in der Gummijacke und Schirmmütze, und den Weg nach Borgfelde einschlug.

Mit unendlicher Vorsicht pirschte Welton hinter ihm her. Hin und wieder blieb der als Chauffeur Gekleidete stehen und sah sich um, er ging auch ein paarmal einige Schritte zurück, als wollte er sich in jedem Augenblick vergewissern, daß niemand hinter ihm herkäme.

Aber Welton verstand, allen seinen Schlichen auszuweichen.

Schließlich machte der Bankräuber vor einem hübschen kleinen Landhause halt, über dessen eisernes Gitterstaket er wie eine Katze hinwegsprang.

Es kam für Welton alles darauf an, zu sehen, wohin sich der Bankräuber begab. Trotzdem konnte er es auf keinen Fall wagen, jetzt ohne weiteres an das Gitterstaket heranzugehen. Und so sehr es ihn innerlich drängte, diesen Fehler zu machen, so hielt er sich doch zurück und stand auf der anderen Straßenseite im Schatten der Bäume, an eine Hausmauer gedrückt, natürlich alles genau beobachtend. Da war auch schon wieder dieser Vorsichtige und spähte durch das Gittertor, ob nicht doch etwa ein Verfolger auf seiner Spur sei.

Georg Karsten war lange im Hause verschwunden; da stand Welton immer noch, die Habichtsaugen unverwandt auf das kleine Landhaus gerichtet ...

„Dieses Haus muß leer sein,“ kombinierte der Detektiv, „wahrscheinlich haben seine Besitzer es, wie so viele ihresgleichen, ohne die Aufsicht irgendeines Menschen gelassen.“ Und „Tommy Fix“ müßte nicht er selber sein, wenn er diese Chance nicht sofort mit sachkundigen Augen herausgefunden hätte. Er ist hier eines schönen Tages mit seinem Automobil vorbeigekommen und hat bemerkt, daß das Haus leer stand. Sofort hatte er, dem so leicht kein Schloß widerstand, sich Einlaß verschafft und dabei gesehen, daß er hier vorläufig wenigstens eine Zuflucht gefunden, wie man sie sich nicht schöner vorstellen kann!

Aber ebenso sicher war es auch, daß der Verbrecher das Haus, in dem er sich über Nacht aufhielt, genau so ängstlich, und vielleicht noch ängstlicher, verschließen würde, als die eigentlichen Besitzer ... Wie sollte Welton da hinein gelangen, und wie würde es ihm gelingen, den Verbrecher zu überraschen? ... In welchem Zimmer hielt der sich überhaupt auf? –

Da, der Bankräuber selbst gab ihm die Antwort darauf!

Für einen Moment flammte helles Licht in einem Zimmer des ersten Stockwerks auf. Dann erlosch es wieder, doch nicht vollkommen; es schien, als habe der Verbrecher das angezündete Licht hinter einen Schrank gestellt oder es durch einen Schirm abgedämpft.

Welton blickte jetzt genauer hin und bemerkte, daß die Fensterflügel geöffnet waren, denn die zugezogenen Vorhänge bewegten sich leise im Luftzug. Nach kurzer Überlegung entschloß sich Welton, nun ebenfalls in den Garten einzusteigen und, da seine turnerische Gewandtheit der des Verbrechers gewiß nichts nachgab, so ward diese Übung mit einer Geschicklichkeit und Schnelligkeit ausgeführt, daß selbst ein vorübergehender Nachtwandler kaum etwas davon bemerkt hätte.

Es hieß jetzt für Welton, sich über den weiteren Weg in das Schlafzimmer und bis ans Bett des Verbrechers, den er im Schlaf überwältigen und fesseln wollte, klar zu werden. Die Treppen hinauf durch Türen und Korridore war der Weg sehr beschwerlich. Welton wäre sicherlich ebenso gut mit den Schlössern fertig geworden, wie der, den er fangen wollte.

Aber er mußte mit dem feinen Gehör und mit dem Schlaf dieses Menschen rechnen, der auch im Traum nicht aufhören durfte, wachsam zu sein. Ganz ohne Geräusch konnte dieses Eindringen durch verschiedene Türen wohl nicht abgehen, und Welton durfte absolut kein Geräusch hervorrufen.

Es gab einen ganz leichten und einfachen Zugang zu dem Verbrecher: das offene Fenster. Da aber Welton trotz aller seiner Fähigkeiten das Fliegen noch nicht gelernt hatte, so sah er im ersten Augenblick keine Möglichkeit, da hinauf zu kommen. Indessen mußte doch auch hier, das war ja polizeiliche Vorschrift, eine Feuerleiter zu finden sein! Welton suchte alles ab, doch er fand nichts. Da erinnerte er sich, im Vorbeischleichen auf einem der noch unbebauten Nebengrundstücke eine Wäscheleine hängen gesehen zu haben. Im Hui war er zurück über den Zaun auf der Straße, und fünf Minuten später wieder in dem Garten mit

der zusammengerollten Wäscheleine, die er wie einen Rettungsring um die Schulter trug.

Dann machte er sich daran, an dem Blitzableiter, welcher längs der Giebelwand hinaufführte, empor zu klimmen. Es war das nicht einmal so schwer, denn das Haus hatte nur ein Stockwerk; wahrscheinlich um etwaige Reparaturen vorzunehmen, hatte man in der Hausmauer alle halbe Meter Vertiefungen angebracht, indem man an diesen Stellen die Steine etwas eingerückt hatte.

Und Welton, der keinen Schwindel kannte und eine Anstrengung wie diese nur wenig empfand, saß nach kurzer Zeit auf dem Hausdach. Er hatte sich an der Lage des Schornsteines das Fenster genau merken können, da dieses sich zufällig genau darunter befand. So wurde es ihm auch nicht schwer, wie ein Kater auf dem Dachfirst entlangschleichend, die Leine um den Schornstein herum festzumachen, so daß sie über das Dach hinweg herunterhing.

Ein paar Augenblicke später baumelte Welton selbst zwischen Himmel und Erde. Er hatte vorher Knoten in die Leine geschlungen und dachte – bezeichnend für seine rechtliche Denkweise! – in diesem für jeden anderen Menschen gewiß überaus peinvollen Moment noch daran, daß er nicht vergessen dürfe, den Besitzer der Leine zu entschädigen.

Jetzt schwebte er in der Höhe des fraglichen Fensters. Eines seiner langen, schlanken Beine wie einen Haken gebrauchend, umfaßte er mit der Fußspitze das Fensterkreuz und zog sich an dieses heran. Dann ließ er die eine Hand los, griff nach dem Holz und war im nächsten Moment, ohne ein nennenswertes Geräusch verursacht zu haben, auf der Fensterbank.

Dort stand er längere Zeit. Wenn Georg Karsten jetzt erwacht war und etwas von der Anwesenheit seines Verfolgers merkte, so brauchte er sein Auge nur auf das Fenster zu richten und im nächsten Moment war Welton geliefert! Denn dieser stand außerhalb des Fensters und konnte durch den Vorhang nicht in die Stube hineinsehen. Der Verbrecher aber sah hinaus und für ihn bildete die große Gestalt des Detektivs hinter der weißen Gardine geradezu eine Schießscheibe!

Aber Welton hatte Glück. Er hörte deutlich das tiefe Atmen des Bankräubers und jetzt schob er vorsichtig den Vorhang auseinander, um im nächsten Moment vom Fensterbrett hinabzutauchen in das dunkle Zimmer.

Wie recht hatte Welton, daß er die Vorsicht brauchte, sich sofort auf die Zimmerdiele hinzukauern. Denn war es die Erschütterung, die

Welton beim Hinabsteigen verursacht hatte, oder das Licht des Mondes, welches beim Öffnen der Fenstervorhänge hineinfiel ins Zimmer – der Verbrecher wachte auf und fuhr mit einem wütenden Laut aus dem Bett empor.

Seine Hand tastete nach der Taschenlampe, aber ehe der elektrische Funken noch aufflammen konnte, umschlangen den Bankräuber die Arme des Detektivs wie stählerne Zangen.

Ein furchtbares Ringen!

Erbarmungslos, der eine von dem wütenden Drange beseelt, den anderen zu vernichten, und dieser seine ganze Kraft aufbietend, um den Mörder niederzuzwingen und ihm die Fesseln anzulegen! Vielleicht war es nur die vorhergehende Anstrengung des Kletterns, die ganze Seelenspannung, die Welton durchgemacht hatte, bevor er vor dem Bett des Langgesuchten kauerte; aber er fühlte selbst, daß er seine Kräfte nicht wie sonst beisammen hatte. Noch hielt er den Verbrecher nieder, doch er wußte, daß, wenn nicht von außen Hilfe käme, sich Georg Karsten wieder losringen würde.

Da tat Welton, wozu er sich stets nur ungern entschloß: Er ließ den Verbrecher los, um seine Pistole hervorzureißen und den Gefährlichen mit einem Kolbenschlag zu betäuben.

Aber er kam nicht dazu; wie eine Schlange war ihm der Bankräuber unter den Händen entglitten. Den Schlag, den Welton dem anderen zgedacht hatte, hieb er in die Luft. Der Detektiv selber aber empfing einen Fausthieb, der ihm fast die Besinnung raubte.

Der Verbrecher stürzte zur Tür, um diese aufzureißen. Er dachte wohl in der Bestürzung nicht daran, daß er sie am Abend zuvor selbst doppelt verschlossen hatte. Da, ehe er sich noch ganz umdrehen konnte, hatte Welton ihn von hinten gefaßt und, jetzt selber von einem wütenden Zorn ergriffen, den Kopf des Mörders zweimal mit voller Wucht gegen die Tür gerannt.

Der Mensch fiel um und Welton glaubte im ersten Augenblick, er hätte ihn erschlagen. Als er aber seine Laterne hervorzog, um den Hingestreckten näher zu beschauen, da wollte dieser schon wieder hoch und Welton hatte auch jetzt noch Mühe, ihm die Gummifesseln um die Handgelenke zu legen. –

Der Bankräuber knirschte vor Wut. Aber es half ihm nichts, er mußte vor Welton, der den gespannten Browning in der Faust hielt, die Treppen hinab, zum Haus hinaus.

Sie gingen beide den ganzen Weg bis nach Hamburg zur Polizei nebeneinander her.

Welton verschmähte es, irgendeine Hilfe von einem Konstabler zu erbitten, und der Mörder machte auch nicht mehr den Versuch zur Flucht. Er wußte zu gut, daß entweder Welton selbst oder die Kugel aus dessen Browning ihn eingeholt haben würde.

Vor der Polizeiwache sagte er zu dem Detektiv:

„Ich habe eine Bitte an Sie!“

„Ich weiß,“ sagte Welton, „ich soll mich nach dem Mädchen umsehen, das verwundet in dem geheimen Versteck in Altona liegt!“

„Sie sind ein Teufel!“ murmelte der Verbrecher, „Sie wissen alles!“

Dann lieferte Welton seinen Gefangenen auf dem Stadthause selber ab, wo er umringt von all den eilig herbeigekommenen Beamten gar nicht so viel Hände schütteln konnte, wie ihm zu seinem großen Erfolg gratulieren wollten.

Ihn selbst überkam jetzt, wo alles vorüber war, wieder jene große Mutlosigkeit, dem Leben und seinem eigenen Tun gegenüber.

Er wußte, daß man dem Mann, den er soeben eingebracht hatte, nun den Prozeß machen, daß man ihn eines Frühmorgens aus seiner Zelle hervorziehen und ihm den Kopf abschlagen würde.

Mit Schaudern dachte Welton daran.

Nie blieb er in einer Stadt, wenn die Justiz ihren Arm reckte zur blutigen Wiedervergeltung an einem, den er ihr in die Hände gespielt hatte. Er war Detektiv, weil er das Verbrechen und vor allen Dingen den Mord haßte, und weil er glaubte, niemand habe das Recht, einem Menschen anders als im ehrlichen Kampfe das Leben zu nehmen.

Nur noch das von Georg Karsten geraubte Gut wollte er wieder aufzufinden trachten und dann die schwarze Hanni aus ihrem unterirdischen Versteck befreien. –

Aber als er in der Frühe des nächsten Tages durch den geheimen Gang in das luftlose Loch hineindrang, wo die wilde Rächerin ihrer toten Liebe auf Stroh lag, da fand sich Welton auch seiner letzten Pflicht überhoben.

Die schwarze Hanni war tot.

Mit auf der Brust gefalteten Händen lag sie da und ihre blassen Züge waren friedlich, wie die eines Kindes.

* * *

Der falsche Schein

An der Normaluhr auf dem Moritzplatz stand ein junger, gutgekleideter, etwas korpulenter Herr. Ungeduldig den flotten, braunen Schnurrbart um die Finger drehend, hielt er den Schirm über den neuen, grauen Hut, der schon deshalb nicht verregnen sollte, weil er seiner Emmy so gut gefiel.

Kam sie denn noch immer nicht? Die Normaluhr zeigte sieben Minuten nach acht, und um acht Uhr schließen die Warenhäuser doch!

...

Er blickte nach links hinauf, nach der Oranienstraße, und sah nicht, daß über den Damm, gerade auf ihn zu, ein großes, feschgekleidetes Mädchen kam, mit frohem Lachen um den roten Mund und mit einer Eile, die weniger der Furcht vor der eben heransausenden elektrischen Bahn, als ihrer Verliebtheit entsprang.

„Du, Robert!“

„Ach, Emmy!“

Er fuhr ordentlich zusammen, und dann gab er ihr trotz der sie umwogenden Menschenmenge einen tüchtigen Kuß, klappte rasch ihren Regenschirm zu und ging, sie selbst beschirmend, mit ihr davon.

Die Unterhaltung war gleich im vollen Gange.

Sie interessierte sich für die geringste Kleinigkeit in seinem Beruf. Und diese Tätigkeit war auch wirklich sehr fesselnd.

Robert Seibald hatte bis zu seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre auf dem Kontorsessel und am Kassentisch eines Bankgeschäfts gesessen. Dann war er plötzlich sehr stark geworden, und alle möglichen Beschwerden hatten sich eingestellt, bis der Arzt ihm sagte, daß er in dieser Tätigkeit nicht alt werden würde, und daß er ganz entschieden seinen Beruf wechseln müsse. Natürlich war das leichter gesagt als getan, und die Frage, was er nun ergreifen sollte, hatte dem jungen Bankbeamten manches Kopfzerbrechen gekostet. Zum Glück besaß er ein Erbteil von etlichen tausend Mark. Aber er war doch genötigt, jetzt viel solider zu wirtschaften.

Vor allen Dingen, hatte der Arzt gesagt, sollte er viel spazieren gehen und sich in frischer Luft bewegen, und bei der Gelegenheit sah er eines Tages, wie er durch die Köpenicker Straße ging, einen Menschen, der mit der sogenannten „Angel“, einem Bindfaden mit daran befestigtem

Haken, eine Uhr aus dem Kellerfenster eines Althändlergeschäfts heraufzog. Seibald brachte den Dieb zur Verhaftung, und dabei kam ihm die Idee, Detektiv zu werden. Sofort ging er mit seinen Papieren und Zeugnissen aufs Polizeipräsidium, stellte sich dort einem der Kriminalinspektoren vor und wurde zu seiner großen Freude als Polizeiagent mit 90 Mark monatlichem Gehalt angestellt.

Damit hatte er die Berechtigung erworben, über die Sicherheit der Berliner Bürger zu wachen; aber die diversen Bösewichter selbst arretieren, das durfte er vorläufig noch nicht, dazu bedurfte es eines als „etatsmäßiger Kriminalschutzmann“ angestellten Kollegen. Überhaupt war Robert Seibald vorläufig noch mehr Gehilfe. Was ihm allein übertragen wurde, war nicht besonders wichtig.

Das erste, was er in seinem neuen Beruf fertigbrachte, war, sich rasend zu verlieben. Er wurde nämlich eines Tages aushilfsweise zur Aufsicht in ein großes Warenhaus beordert, und dort fing er zwar keinen Dieb, wohl aber eine hübsche, schlanke Verkäuferin in seinen Armen auf, als diese, mit einigen Kartons beladen, gerade Miene machte, die Treppe herunterzufallen.

Diese Verkäuferin hieß Emmy Baumann und ging jetzt neben ihm her und trug einen Verlobungsring am Finger, gerade wie er ...

„Und du bist deiner Sache ganz sicher, Robert?“

„Aber, Herz, ich habe doch schon zu viel Geld durch meine Finger gehen sehen. Der Schein war falsch, die grüne Farbe ohne Zweifel ein bißchen heller als bei den echten; dann ist eine kleine Ungenauigkeit in der Zeichnung des Gewandes bei der Frauengestalt vorhanden, und vor allen Dingen fehlen bei dem Satz: ›Wer Banknoten nachmacht oder verfälscht, oder nachgemachte oder verfälschte sich verschafft und in Verkehr bringt, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft‹, da fehlen beidemale die Kommas ... Übrigens hab' ich ihn auch schon meinem Kriminalinspektor gezeigt, den Schein.“

„Und was sagt der?“ fragte Emmy.

„Er sagt, das wäre nicht der erste, der ihm vorkäme. Diese falschen Fünzigmarkscheine sind seit zwei Jahren in allen Städten Deutschlands in Verkehr, und man hätte sich schon die allergrößte Mühe gegeben, den Fälschern auf die Spur zu kommen. Bis jetzt aber immer ohne Erfolg.“

„Na, meinst du denn, daß es dir gelingen wird, Robert, wie?“

Er zuckte die Achseln.

„Aber Liebchen, wie kann ich denn das sagen? Ich geb’ mir eben Mühe!“

Emmy schüttelte ihren dunkelblonden Kopf, der nur ein bißchen voller in den Wangen hätte sein können, um wirklich schön zu sein.

„Du bist ein komischer Mensch. Ausgerechnet den am schlechtesten bezahlten Beruf wählst du dir, in dem obenein am meisten verlangt wird. Glaubst du denn wirklich, daß sie dir freie Hand lassen werden in dieser Sache?“

„Jawohl!“ nickte Robert. „Der Inspektor hat es mir ausdrücklich versprochen. Er sagte: ›Bekümmern Sie sich um weiter gar nichts und weisen Sie alle anderen Aufträge unter Berufung auf mich zurück. Ich gebe Ihnen vierzehn Tage Zeit, nur für diese Sache, und wenn Sie bis dahin irgend etwas Nennenswertes herausbekommen, so verlängere ich Ihnen den Termin gern. Ich glaube, daß Sie für uns brauchbar sind, und daß Sie mit der Zeit auch Erfolge haben werden!‹“

Robert Seibald war ganz rot geworden, indem er das sagte. Das Mädchen lächelte im stillen über seine schüchterne Eitelkeit. Aber dann kam bei ihr die Frau wieder heraus, die immer rechnet und zuerst an die Geldausgaben denkt. Sie meinte:

„Und die Auslagen? Du weißt doch, Robert, du hast schon manchmal was zugelegt von deinem eigenen. Das geht doch auf die Dauer auch nicht so.“

„Nein, nein!“ beschwichtigte er sie. „Das ist hierbei ganz ausgeschlossen. Der Inspektor hat gesagt, daß ich nur nötig habe, ihm meinen Spesenzettel vorzulegen; er visiert ihn dann, und ich lasse mir mein Geld an der Kasse wiedergeben. Er vertraut mir eben!“

„Und da bist du wohl sehr stolz drauf?“ lächelte sie.

Er nickte.

„Ein ich auch! Ich hab’ doch nun mal diese Sache angefangen mit der Polizei.“

„Und sie macht dir auch Spaß?“ unterbrach sie.

„Ja,“ sagte er. „Sieh mal, Emmy, ich bin ein Mensch, der sich in alles reinfindet. Und früher, wie ich Bankbeamter war, hab’ ich auch meine Schuldigkeit getan. Aber das kann ich dir sagen, wie der Arzt kam und sagte, das wär’ kein Beruf für mich, ich müßte was anderes werden, da war’s mir wie ’ne Erlösung.“

Er wurde ordentlich eifrig bei seinen Worten und schloß aufatmend:

„Und jetzt, siehst du, Emmy, jetzt hab' ich das gefunden, wozu ich mich eigne! Dazu bin ich geboren! Und darin werd' ich auch etwas leisten.“

Sie sah zu ihm auf, mit der Bewunderung, die das Weib immer empfindet, wenn der Mann seine ganze Kraft für einen schweren und gefährvollen Beruf einsetzt. Und dann ließ sie sich weiter von ihm erzählen:

„Ich habe sofort in einer ganzen Reihe benachbarter Geschäfte nachgefragt, ob jemand einen Fünfundzwanzigmarkschein zum Wechseln gegeben hat. Bis jetzt hab' ich aber noch nichts weiter gefunden.“

„Hast du dich auch in Restaurants erkundigt?“ fragte sie, die oft mit ihrem gescheiterten Kopf fördernd in seine Unternehmungen eingriff.

„Nein, noch nicht. Ich will morgen noch einmal die ganze Gegend abgehen; irgendwo werd' ich den Faden schon finden.“

Aber diese Siegesgewißheit des jungen Polizeiagenten ließ nach, als der nächste und auch der zweitnächste Tag vergingen, ohne daß es ihm auch nur gelungen wäre, noch einen falschen Fünfundzwanzigmarkschein aufzutreiben.

Wie er am Sonnabend, sehr sorgenvoll und in seiner Gewissenhaftigkeit fast schon entschlossen, sich dem Inspektor zu anderweitiger Arbeit zur Verfügung zu stellen, über den Magdeburger Platz ging, kam eine Frau hinter ihm hergelaufen, keuchend, nach Worten ringend.

„Herr Kommissar! In meinem Laden, da is einer, un der will 'n Fuffzigmarkschein wechseln. Da is er!“

Sie hielt dem Agenten das olivgrüne Papier hin.

„Ich hab' ihm jesagt, ich hätte keen Kleingeld, weil ich Sie jrade hatte vorbeijehn sehn. Kommen Sie man schnell; meine Tochter, die is alleine in'n Laden! Am Ende dut er ihr noch was!“

Ein einziger Blick überzeugte Seibald, daß es sich wirklich wieder um eine falsche Banknote handelte, und, der Frau folgend, welche er selbst erst gestern aufgesucht, und die er, ebenso wie sie ihn, sofort wiedererkannt hatte, meinte er voll freudiger Aufregung:

„Das ist recht von Ihnen, liebe Frau! Hoffentlich hält ihn Ihr Töchterchen auch fest, den Menschen ... Ach so, da wohnen Sie? Einen Augenblick!“

Er sprang über die Straße hinüber zu einem uniformierten Schutzmann hin und bat diesen, seine Erkennungsmarke vorzeigend,

doch in kurzem Abstand zu folgen, um eine Verhaftung zu bewerkstelligen.

Der Beamte tat das, und wenige Minuten später langten sie bei dem Posamentierladen an.

Aber Seibald wußte sofort, was die Glocke geschlagen hatte, als das kleine Mädchen, die Tochter der Besitzerin, sie schon in der geöffneten Ladentür mit ängstlichem Gesicht empfing. Sie weinte fast, die Kleine.

„Jleich wie du weg warst, Mutter, hat er mir jefragt, wo du hinjejangen bist. Und wie ich sagte, ich weiß nich, da sagte er: ›Du Jöhr kannst mich doch nicht dumm machen!‹ Und dann gab er mir ’n Stoß, daß ich gegen den Ladentisch flog, un weg war er!“

Die Frau wollte schimpfen, aber Robert Seibald schüttelte trotz seiner großen Enttäuschung den Kopf und verwies ihr das.

„Na, un wer kriegt nu die fuffzig Mark?“ fragte die Händlerin, ihre Hand ausstreckend.

Robert, der sich eben bei dem inzwischen herangekommenen Schutzmann wegen der vergeblichen Mühe, die er jenem verursacht hatte, entschuldigte, verstand die Frau anfangs gar nicht.

Aber sie blieb dabei.

„Mir hat er den Schein doch jegeben, der Betrüger!“

„Aber der Schein ist doch falsch, und Sie haben ihm doch auch kein Geld dafür gegeben!“

„Na, das is doch janz ejal. Ohne mir hätten Sie ’n doch gar nicht gekriegt!“

„Ich hab’ ’n ja leider auch so nicht gekriegt, liebe Frau. Aber Sie wollen etwas für Ihre Mühe haben. Hier, stecken Sie das Ihrer Kleinen in die Sparbüchse.“

Die Frau nahm den Taler, einigermaßen versöhnt, und Robert Seibald erreichte durch seine Freigebigkeit wenigstens das eine, daß sie ihm eine detaillierte Beschreibung jenes Mannes gab.

„Er war nich sehr groß, nee, eher ’n bißchen klein und trug ’n Kneifer mit schwarzem Rand. Jawoll, und ’ne helle Weste hat er anjehabt, un ’n schwarzet Jackett und schwarze Hosen un ’n weichen Filzhut. Ob der jroß war? Nein, man klein, un jelbe Stiefel.“

„Nee, se warn braun, Mutta!“ kam die Kleine dazwischen.

„Ach was, braun! Braun oda jelb! Du hättest ’n lieber nich weglaufen lassen sollen. Also, und wissen Sie, Herr Kommissar, was er noch jehabt

hat?: 'n Zungenfehler. Er lispelte so'n bißchen.“

Robert hatte sich alles genau notiert. Er befragte zur Vorsicht die Frau noch einmal, dann ging er. Es drängte ihn, seinem Vorgesetzten diesen ersten, wenn auch schwachen Erfolg mitzuteilen.

In der Folge wurde die Frau auch vorgeladen und ihr das Verbrecheralbum gezeigt. Leider ohne jeden Erfolg. – –

Als sich am nächsten Mittwoch, wie fast an jedem Abend, Robert und Emmy wieder trafen, kam das Mädchen ihrem Bräutigam rasch entgegen mit den Worten:

„Du Robert, ich hab' ihn gesehen, deinen Banknotenfälscher! Er war heute vormittag bei uns im Hause und hat sich Handschuhe gekauft. Du glaubst es nicht? Na, also, paß mal auf: Etwa 'n Kopf kleiner ist er wie du, hat 'n schwarzen Jackettanzug an und eine gelbe Weste mit braunen Seidenpunkten, trägt braune Stiefel und einen schwarzen Hornkneifer und lispelt, jawohl, er lispelt! Ich habe extra meinen Stand verlassen und habe noch 'n derben Anschnauzer einstecken müssen dafür. Aber ich stand dicht hinter ihm, wie er sagte: ›Dsein Dsie doch dso gut und tseigen mir die da!‹ Und dann – aber du mußt nicht böse sein, Robert – dann hab' ich ihn so recht freundlich angelacht, wie er sich rumdrehte.“

„Na, und?“ meinte Seibald, dessen kriminalistischer Eifer jetzt doch etwas gedämpft wurde durch das peinliche Gefühl der Eifersucht.

Emmy war rot geworden, sie lachte aber.

„Siehst du, ich hab's mir doch gedacht! So seid ihr Männer! Erst gibt man sich die größte Mühe, und nachher wirst du womöglich noch ärgerlich.“

„Na, sage doch!“ drängte er, der, nun schon vernünftiger, immer mehr einsah, wie wichtig Emmys Wahrnehmungen für ihn waren.

„Aber du darfst auch nicht böse sein, nein?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Was war dann?“

„Na, er kam mir nach und sagte: ›Fräulein, ich möchte gern eine Rechenmaschine haben, wo gibt's denn die?‹ Ausgerechnet 'ne Rechenmaschine! Natürlich merkt' ich sofort, daß das bloß 'n Vorwand war und hätt' ihm am liebsten ordentlich Bescheid gesagt, weil er mich so unverschämt anstarrte.“

„Und was sagtest du?“

„Na, ich sagte, Rechenmaschinen, die hätten wir nicht. Und dann sagte er leise: ›Aber schöne Damen, die gibt's hier, und Sie sind die allerschönste, Fräulein!‹“

„Unverschämter Bengel!“ knurrte Robert dazwischen.

„Du hast mir doch gesagt, du willst nicht böse werden.“

„Nein, nein, ich bin ganz brav. Aber was war denn nun? Ging er dann weg?“

Emmy schüttelte den Kopf.

„Er hat mich gefragt, ob wir uns nicht mal treffen wollen!“

„Na, und du?“

„Ich hab’ gesagt: ja.“

Robert räusperte sich; dann sagte er etwas langsam:

„Das war recht. Aber wann, wann trifft ihr euch denn?“ Er blickte dabei gerade vor sich hin, und seine Miene schien nichts weniger als Vergnügen auszudrücken.

Das Mädchen preßte seinen Arm an sich, sah ihm, der zuerst ihrem Blick auswich, so lange in die Augen, bis auch er sie anblickte und sagte:

„Aber sei doch nicht so dumm, Robert! Was willst du denn eigentlich? Glaubst du wirklich, ich verabrede zu meinem Vergnügen ein Rendezvous mit dem erstbesten, herbeigelaufenen Menschen? Das tue ich doch deinetwegen! Oder denkst du, der wird mich dir mit seinen falschen Fünzigmarkscheinen abspenstig machen?“

Robert schüttelte, offenbar doch noch nicht ganz beruhigt, den Kopf. Aber plötzlich sich besinnend, rief er ganz laut:

„Na, und womit hat er bezahlt bei euch? Danach hast du wohl doch vergessen, dich zu erkundigen?“

Emmy schüttelte ihren hübschen Kopf.

„Ih bewahre! Es war ein Fünfmärkstück. Ich habe die Kassiererin nachher gleich darauf aufmerksam gemacht. Aber es war echt; unsere Damen verstehen sich darauf.“

„Und für wann hast du dich mit dem Kerl verabredet?“

„Für morgen abend.“

„Schön, da werd’ ich aufpassen.“

„Damit du in deiner Eifersucht unvorsichtig bist und ihn verscheuchst!“

Jetzt lächelte er.

„Na, ganz so dumm bin ich ja nun auch nicht! Wenn ich wirklich so geplagt wäre von dieser Leidenschaft, wie du denkst, dann würd’ ich dir doch einfach sagen: ›Laß das, liebe Emmy, ich möchte das nicht!‹ Dann

wäre ich aber auch ein schlechter Kriminalist, und es wäre ein Beweis, daß ich dir nicht voll vertraue. Das ist natürlich ausgeschlossen! Ich kenne meine Emmy und freu' mich, wenn sie mir hilft. Aber allein machen kann sie so was darum doch nicht; nein, da müssen wir einen Plan ausdenken, der möglichst jede Eventualität voraussieht, und dann gemeinsam arbeiten.“

Emmy hatte, ein bißchen beschämt, die blauen Augen niedergeschlagen. Sie reichte ihrem Bräutigam die Hand, die Robert galant küßte. Dann berieten sie in dem von Menschen überfüllten Lokal, tuschelnd und die Köpfe zusammensteckend, ihren Schlachtplan.

* * *

Am nächsten Abend saß Emmy Baumann in einem Restaurant, das sie vorsichtig in einer ganz anderen Stadtgegend gewählt hatte, neben ihrer neuen Bekanntschaft.

Der nicht große Mann, keineswegs mehr so jung, wie er ihr beim flüchtigen Sehen erschienen war, sah in dem eleganten Smoking, mit dem blitzenden Brillantknopf im blendend weißen Vorhemd, recht gut aus. In dem ziemlich geradlinigen Gesicht störte nur das starre und verschwommene Auge. Emmy hatte auch, wie er sich ihr im Gespräch entgegenbeugte, den Eindruck, als hätte er schon getrunken. Doch besaß sie Energie genug, ihren Abscheu davor zu verbergen. Und vielleicht war seine Animierte auch gerade förderlich für ihre Zwecke.

Er lachte oft unmotiviert und machte Bemerkungen über die Gäste. Daneben erschöpfte er sich in Komplimenten dem jungen Mädchen gegenüber.

„Sie haben mir gleich so sehr gefallen, Fräulein,“ schwatzte er. „Wissen Sie – ja, ja – das nennt man Liebe auf den ersten Blick.“

„Ach was!“ erwiderte Emmy. „Was heißt denn heutzutage Liebe? Wirkliche Liebe gibt's ja gar nicht mehr. Die Hauptsache ist und bleibt doch das Geld.“

„Ja, Geld, Geld!“ Er sah sie verliebt an und haschte nach ihrer Hand, die sie kokett fortzog. „Geld kann jeder haben. Man muß bloß klug sein. Das Geld liegt auf der Straße!“

„Na, ich hab' noch nie welches gefunden!“ meinte die Blonde trocken.

„Sie könnten haben, so viel wie Sie wollten,“ sagte er so dicht an ihrem Ohr, daß sein heißer Atem ihr das Gesicht streifte, und dabei

lispelte er noch stärker als sonst. Emmy bog den Kopf zurück. Er kam ihr so komisch vor, daß sie am liebsten laut aufgelacht hätte; aber sie dachte an ihr Ziel und tat sehr interessiert.

„Wieso denn? Von wem sollte ich wohl Geld kriegen?“

„Na, von mir zum Beispiel.“

„Ich glaube, mein Herr, Sie verkennen mich. Wenn ein junges Mädchen, das, wie ich, vollkommen allein auf der Welt steht, mal ausgeht mit 'nem bekannten Herrn, das dürfte doch keine Veranlassung sein, einen zu beleidigen. Aber leider, wirkliche Kavaliere sind selten!“

Er wurde ganz ernst.

„Wieso denn? Ich habe doch nicht das geringste gesagt, was Sie etwa beleidigen hätte können. Was ich Ihnen da vorgeschlagen habe, ist ein Geschäft, nichts weiter.“

„Ein Geschäft? Ja, aber wie denn? Wieso?“

Er sah sie lange und durchdringend an. Von Trunkenheit oder Bezechtheit war jetzt auch nicht das geringste mehr bei ihm zu merken.

„Was ist denn das für ein Geschäft?“ fragte Emmy nochmals.

„Ein Geldgeschäft,“ meinte er kurz, wollte aber dann, trotzdem Emmy weiter auf den Strauch klopfte, nichts mehr sagen. Sie müßten sich beide erst kennen lernen, das heißt, näher kennen lernen, denn was er ihr vorschlagen wollte, wäre eine reine Vertrauenssache. Und ob sie nicht lieber noch in ein Café gehen wollten?

Emmy war sofort einverstanden. Mit angehaltenem Atem und einer Erregtheit, die sie kaum unterdrücken konnte, sah sie ihren Begleiter zur Bezahlung der Zeche dem Kellner einen Fünfundzwanzigmarkschein hinreichen, den dieser anstandslos wechselte. Emmy hätte den Mann mit der Serviette gern gewarnt, aber das ging doch nicht. Vorläufig würde eine Verhaftung wenig Zweck gehabt haben. Der Fälscher konnte ja bloß den einen Schein bei sich tragen und sich in diesem Falle leicht herausreden. Außerdem hatte Robert Seibald seiner Braut nicht umsonst eingeschärft, es käme nicht so sehr darauf an, daß der Mann allein festgenommen würde; der wirkliche Erfolg läge erst darin, die Komplizen des Fälschers und besonders den Ort zu ermitteln, an dem sich die Banknotenpresse befände.

Als sie das Lokal verließen, sah Emmy in der Nähe des Ausgangs ihren Bräutigam mit noch einem anderen Herrn sitzen. Sie warf Robert einen schnellen Blick des Einverständnisses zu und ging dann mit ihrer Gesellschaft hinaus. Wieviel lieber war es ihr nun, daß er in ihrer Nähe

war, und wie töricht kam es ihr jetzt vor, daß sie anfangs geglaubt hatte, diese Unternehmung allein ausführen zu können.

In dem Café, wohin sie sich begaben, traf ihr Begleiter einen Bekannten, der hier gewartet zu haben schien. Und vor dieser Physiognomie, diesem schrecklichen Gesicht mit dem kalten, heimtückischen Auge und der durch eine große Hiebnarbe entstellten Nase, hatte Emmy doch Angst. Verstohlen sah sie sich nach dem Eingang des Cafés um, durch den soeben Robert mit dem andern Herrn hereintrat.

Emmys Begleiter hatte sich ihr als Hermann Weise vorgestellt. Seinen Freund nannte er Müller. Und dieser – das merkte Emmy sofort – hegte offenbares Mißtrauen gegen die junge Verkäuferin. Er war vielleicht noch eleganter und geschniegelter als der Kleine, Lispelnde, machte aber trotzdem einen höchst üblen Eindruck.

„Ich hab’ dir ’ne ganze Menge zu erzählen!“ sagte er zu dem Kleinen mit einem Seitenblick auf die Blonde, der deutlich besagte, der angebliche Müller wünsche sie dahin, wo der Pfeffer wächst.

Die beiden Männer unterhielten sich zuerst eine Zeitlang flüsternd, und nachher, als sein Freund und Emmy wieder miteinander zu reden anfangen, verhielt sich Müller vollkommen passiv. Das junge Mädchen fand dieses Beisammensein sehr unerquicklich und hätte ihm unter anderen Umständen sofort ein Ende gemacht. So aber gab sie sich ganz unbefangen, innerlich fest entschlossen, sich auf keine Weise wegdrängen zu lassen.

„Wollen wir denn nicht gehen? Du weißt doch, wir haben noch zu tun,“ sagte der mit der zerschlagenen Nase in dringlichem Tone.

Emmys Verehrer konnte sich offenbar nur schwer losreißen.

„Meinetwegen,“ sagte er endlich. „Sie gestatten doch, daß ich Sie nach Hause bringe, gnädiges Fräulein?“

Emmy bemerkte wohl den Puff, den Müller ihrem Anbeter heimlich versetzte. Sie hatte sich inzwischen rasch einmal umgesehen und freute sich über ihren Liebsten, der im interessiertesten Geplauder mit seinem Nachbar begriffen schien.

„Ich wohne sehr weit, Herr Weise, in der Lebuser Straße.“

„Ach, da sind wir ja so ziemlich Nachbarn. Meine Wohnung ist –“

Ein schmerzhaftes Zusammenzucken des Sprechenden verriet Emmy, daß der andere ihn wahrscheinlich derb auf den Fuß getreten und so das Ausplaudern der Adresse noch rechtzeitig verhindert hatte.

„– ist auch da unten!“ vollendete Weise mit einem wütenden Blick auf den Genossen.

Dann zahlte der Narbige mit echtem Gelde, und man brach auf. Emmy wagte es jetzt nicht, sich umzublicken. Sie hatte das Gefühl, als beargwöhne Herr Weises Freund sie in jedem Augenblick.

Unweit des Cafés bestiegen die drei die Elektrische und blieben bei dem schönen, warmen Herbstwetter draußen auf dem Perron stehen. Aber eine rechte Unterhaltung kam nicht auf; jedesmal, wenn Herr Weise sich an seine Dame wenden und schöntun wollte, kam der Bekannte dazwischen, der sichtlich in der fortwährenden Besorgnis schwebte, sein Freund könne sich in seiner Verliebtheit von neuem verplappern.

Emmy aber strengte ihren Kopf verzweifelt an mit der Frage, was sie tun sollte, wenn ihr Bräutigam und sein Kollege nicht rechtzeitig zur Stelle sein würden. Bis jetzt war alles programmäßig verlaufen, nur das Dazukommen des Müller war nicht vorauszusehen gewesen. Aber das war sicher kein unangenehmer Zufall. Emmy hatte im Gegenteil das Empfinden, als sei der Narbige die Hauptperson in dem Drama.

Aber wo blieb Robert? Sie hatten doch abgemacht, daß er mit dem anderen Kriminalbeamten im Automobil hinterherfahren und ein bestimmtes Hupensignal als Erkennungszeichen geben sollte! Sie horchte und horchte, doch nichts ließ sich hören, und da war schon die Große Frankfurter Straße. Jetzt ging's über den Strausberger Platz. Automobile kamen hinterher und tuteten im Vorbeifahren, aber das verabredete Zeichen mit der Hupe kam nicht. An der Lebuser Straße mußte sie absteigen. Was sollte sie bloß machen?

Da, in dem Augenblick, wo sie vor ihrer Haustür stand und ihr Begleiter, dem sie schon ein zweites Rendezvous zugesagt hatte, sich verabschieden wollte, kam ihr ein erlösender Gedanke. Sie griff in die Tasche und rief scheinbar im höchsten Schrecken:

„Ich habe meinen Hausschlüssel vergessen!“

Der Narbige starrte sie mißtrauisch an, als witterte er den Trick hinter diesen Worten. Weise aber, voller Teilnahme, sagte gleich:

„Na, es muß doch ein Wächter hier schließen!“

„Ja, aber der kommt so selten, und es ist so furchtbar unangenehm, hier in dieser Gegend nachts allein zu warten.“

„Meinen Sie vielleicht, es wird Sie einer auffressen?“ fragte Müller höhnisch. Sein Genosse aber sagte mit einer abwehrenden Bewegung:

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein, ich bleibe so lange bei Ihnen, bis der Wächter kommt.“

„Na, meinetwegen,“ sagte der andere wütend. „Mach’, was du willst, du Schlemmer (Unglücksmensch). Ich gehe.“

Und er wollte sich eben umwenden, da hörte Emmy das Heransausen des Automobils und drei kurze, rasch aufeinanderfolgende Hupentöne, dem ein langgezogener folgte. – – Gottlob, da waren sie!

„Gehen Sie nur mit Ihrem Freunde,“ sagte sie jetzt zu dem Kleinen. „Ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen miteinander in Streit kommen.“

„Ih wo! Das geht meinen Freund gar nichts an, was ich mache,“ lispelte Weise. Aber indem kam von der anderen Seite her der Wächter, den Emmy sofort anrief. Während ihr Weise lange und bedeutungsvoll die Hand drückte, sah Emmy das Automobil auf der anderen Straßenseite, einige Häuser weiter, vor einer Destillation halten. Emmy konnte in der Eile nicht genau unterscheiden, ob es ihr Liebster war, der schnell ausstieg und in die Kneipe hineinging. Dann war sie selbst im Hause und das Tor hinter ihr verschlossen. Lange stand das junge Mädchen mit heimlichem Bangen im nächtlichen Dunkel des öden Flurs. Neugierde und noch viel mehr die Angst um ihren Liebsten drängten sie, wieder hinauszuschlüpfen auf die Straße. Aber sie hatte ihrem Robert doch bestimmt versprochen, daß sie, an diesem Punkt der Expedition angelangt, auf keinen Fall selbst mehr etwas unternehmen wollte. Und so tat sie denn, wie er es wünschte: sie ging schweren Herzens in ihre Wohnung hinauf, wo sie in dem Stübchen, das ihr gehörte, verabredetermaßen eine Lampe ans Fenster stellte und wach blieb.

An der nächsten Straßenecke war Müller stehen geblieben. Als Weise herankam, faßte er sich an die Stirn und sagte:

„Ich glaube, du, bei dir rappelt’s! Was willst du denn damit? Soll das etwa eine feste Liebschaft werden? Am Ende heiratest du gar noch? Du weißt wohl nicht mehr, was wir abgemacht haben? In jeder Stadt vier Wochen, nicht einen Tag länger! Und wenn sechs, acht Monate verstrichen sind, dann kommen wir wieder mal her. Das ist die einzige Möglichkeit, sich die Greifer vom Leibe zu halten. Sowie man lange an einem Ort bleibt, geht man hoch, das is ’ne alte Weisheit! Du natürlich, du bist ja noch nicht drin gewesen im Kittchen! Du bildest dir ein, ’s ist alle Tage Sonntag. Aber laß man, mein Junge, wenn du erst mal Rumfutsch und Blauen Heinrich und zur Abwechslung mal Kanten mit Weißwein gefuttert hast, dann wirst du auch ein ander Lied singen.“

Der Kleine schwieg verstockt. Er ließ den andern reden, so viel er wollte, und sagte schließlich, nun ebenfalls zornig und so sehr lispelnd, daß es fast komisch anzuhören war:

„Was heißt denn das? Wozu arbeite ich denn? Wenn ich damit noch nicht mal so viel haben soll wie jeder andere, dann dank' ich für die ganze Geschichte. Jeder hat 'ne Braut, jeder! Und ich liebe das Mädchen!“

Der andere lachte giftig.

„Du liebst das Frauenzimmer? So – na, meinetwegen! Aber das sag' ich dir, vorläufig habe ich noch die Sache in der Hand, und so soll's auch bleiben! Wenn wir erst mal genug Geld gemacht haben, dann kannst du tun und lassen, was du willst. So lange – ich sage dir, Armand“ – der finstere Mensch schaute seinen kleineren Genossen zähneknirschend, mit wutschnaubenden Blicken an – „reize mich nicht! Das nimmt kein gutes Ende!“

„Du willst mir drohen? Hahaha!“ Das Lachen des Kleinen klang nicht echt, er hatte sicherlich Furcht, wenn er das auch zu verbergen trachtete. „Wenn du so bist, dann will ich überhaupt nichts mehr mit dir zu tun haben! Dann geh' ich meiner Wege, verstehst du?“

„Das wirst du nicht tun!“ knirschte der andere und packte den Kleinen mit brutaler Faust am Arm.

„Los!“ schrie der. „Laß mich los, oder ich schreie um Hilfe!“

Die laute Stimme des Komplizen brachte den Narbigen zur Besinnung. Tief aufatmend sah er sich um. Da unten stand noch immer das Automobil und dort, etwas hinter ihnen auf der anderen Seite, der Betrunkene, der über das Trottoir hintorkelte; das war der einzige Passant auf der Straße.

„Sei nicht böse, Armand,“ bat er jetzt mit dumpfer Stimme. „Du weißt, wie ich bin! Aber ich mein' es ja nicht so!“

„Ach, du! Mit dir ist kein Leben! Man weiß gar nicht, woran man ist! Dein ewiges Geschimpfe! Und ich gehe doch wieder hin, morgen, zu dem Fräulein.“

„Wie du willst,“ sagte Müller. Seine Stimme klang sanft, aber sein Auge schillerte in Tücke, wie bei einem Raubtier.

„Also komm, wir haben noch zu tun!“

Der Kleine folgte willig. Sie gingen in ein Haus der Koppenstraße hinein, dessen breite Toreinfahrt unverschlossen war.

* * *

Kaum waren die beiden in dem dunkelgähnenden Schlunde der Einfahrt verschwunden, so bekam draußen der korpulente Herr seine behenden Glieder wieder. So plötzlich war noch keiner nüchtern geworden wie Robert Seibald, der, so schnell er konnte, zurückeilte zu dem Auto, in dem sein Kollege vom Präsidium ihn erwartete.

Und beide eilten nun, ihre Arbeit fertig zu machen, die Banknotenfälscher zu verhaften.

Das dunkle Tor, das sie schnell erreichten, führte in einen tiefen Hof, auf dem Fuhrwerke standen, Leichen- und Kutschwagen, die wohl, spät heimgekehrt, nicht mehr in die Remisen geschoben worden waren. Robert Seibald hatte, wie er beim Licht des hellen Mondes die schwarz behangenen Gefährte sah, ein bängliches Gefühl, eine düstere Vorahnung. Er dachte an seine Emmy, die er so ungern verlassen würde, und fühlte nach der Browningpistole in seiner Paletottasche.

Aber wie nun die Behausung der Fälscher auffinden? Man mußte hier mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, um kein Geräusch hervorzurufen, das die beiden Verbrecher warnen konnte. Vielleicht waren es auch noch mehr, eine ganze Bande. Robert Seibald wunderte sich über sich selbst. Je näher er der Gefahr kam, desto mehr schwand seine Furcht, und sehr ernst war er, und er fühlte, daß seine Entschlossenheit, sein Eifer, mit jeder Minute wuchs.

Es gab da eine ganze Anzahl von Seitengebäuden, alle in derselben Front. Gegenüber lag, hinter dem Fuhrwerk, eine Mauer, die das Grundstück gegen das benachbarte abgrenzte. Der Mond schien, aber die Seite der Gebäude lag in tiefem Schatten. Einmal löste sich aus der Schwärze eine Gestalt, und ein Mensch, der gewiß keine lauterer Absichten hatte, drückte sich vorsichtig nach der Toreinfahrt zu.

„Irgendwo muß doch Licht sein,“ flüsterte der Kriminenschutzmann, die Fenster absuchend. Indem hatten Seibalds gute Augen gefunden, was sie brauchten.

„Da oben!“ Er deutete nach der ersten Etage hinauf. „Im letzten Hause auf dem linken Flügel. Sehen Sie's dort? Nur ein schwacher Funken ist es, unten am Fenstersims.“

„Ja, ja, jetzt seh' ich's auch,“ meinte der Beamte ebenso leise. „Die haben wahrscheinlich hölzerne Laden von innen vorgeschraubt, und das ist nur eine kleine Ritze, durch die das Licht fällt; aber sicher, da ist es.“

Und so eilig, wie es die Vorsicht nur irgend gestattete, waren sie die Treppe hinauf und standen vor der Tür.

Seibald wollte auf den Knopf seiner elektrischen Taschenlaterne drücken, aber er vergaß es, der Atem stockte ihm.

Der Kriminalschutzmann horchte und sagte in voller Aufregung:

„Um des Himmels willen, da drin geht was vor!“

Ein Lärm, als würden im wildesten Kampfe Möbel umgestürzt, ein unterdrücktes Geschrei und Gestöhn und Hiebe waren zu hören. Für Augenblicke lähmte der unheimliche Kampf, der da drinnen im Gange war, die Energie der beiden Kriminalisten.

„Drauf!“ rief Seibald, und beide warfen sich mit der ganzen Wucht ihrer Körper gegen die schwache und wohl schon morsche Entreetür, die beim zweiten Anprall krachend aufsprang.

„Hier gleich nebenan ist es!“ schrie der Kriminalschutzmann.

Da riß Seibald die Tür schon auf.

Im selben Moment erlosch die Lampe drinnen, ein Mensch rannte fort und eine Tür, offenbar ins Nebenzimmer führend, flog hinter ihm ins Schloß; der Schlüssel drehte sich, noch ehe der Beamte zuspringen konnte.

Seibald hatte durch einen Druck auf den Kontaktknopf seiner Laterne Licht gemacht; auch er wollte vorwärts und stand, zurückprallend, vor dem kleinen Menschen, der, mit einer Lederschnur um den Hals, am Boden lag.

„Da ist der eine!“ sagte Robert Seibald.

In demselben Augenblick gab es ein Geräusch nebenan; ein Fenster wurde aufgerissen, und dann ein dumpfer Prall und ein Aufschrei. Ohne sich zu besinnen, rannte der Kriminalschutzmann zur Tür hinaus, die Treppe hinunter.

Und von unten herauf schrie er:

„Hier ist er! Wir haben ihn! Er hat sich was gebrochen!“

Robert bemühte sich inzwischen oben um den auf der Diele Liegenden, dessen Hals tief eingeschnürt war von der würgenden Lederschnur. Und während er den Ohnmächtigen, dessen Herzschlag er noch leise hörte, auf alle mögliche Weise wieder zu beleben suchte, gab sich der ehemalige Bankbeamte alle Mühe, den Gründen dieses geheimnisvollen Mordversuchs nachzuspüren. Daß der andere, offenbar ein gefährlicher Bösewicht, diese Art des Um-die-Ecke-bringens gewählt hatte, war ja verständlich. Er hatte sich die Sache wahrscheinlich so

ausgedacht, damit nachher, wenn er die Leiche an einem Haken oder einem Türriegel aufgehängt hatte, die Leute an einen Selbstmord glauben sollten.

Jetzt schlug der bald Erstickte die Augen auf und, mit Mühe heisere Töne hervorbringend, bemühte er sich zu sagen:

„Was ist – wer sind Sie?“ Er röchelte und schien Schmerzen auszustehen; es dauerte eine ganze Weile, ehe er weiterfragen konnte:

„Wo ist – der – der –“

Dann schlossen sich seine Augen wieder; er wurde von neuem bewußtlos.

Robert hatte die Lampe angezündet; jetzt sah er sich um. Da war alles das, was er suchte: eine Tiegeldruckpresse, ganz neu noch; dann eine ganze Anzahl von Stempeln, sehr geschickt, und zwar, wie sich nachher herausstellte, von dem Narbigen allein angefertigt. Ferner das ganze Werkzeugarsenal des Ziseleurs und Stahlstechers. Aber vor allen Dingen ein enormer Vorrat von Noten und, wie Seibald schon bei flüchtiger Durchsicht fand, eine ganz neue Auflage der Scheine, auf denen die bisherigen Fälschungsmerkmale vollständig verbessert und ausgemerzt waren. Selbst das Papier hatte jetzt die absolut einwandfreie Farbe, und es blieb ewig ein Geheimnis, wo der sogenannte Müller – denn nur er kannte die sämtlichen Bezugsquellen und hatte alles besorgt – wo er dieses Papier herhatte. Das hatte ihn auch, wie er später vor Gericht sagte, in eine so grenzenlose Wut versetzt, daß sein Kumpan, der nichts weiter zu tun gehabt hätte als die Noten an den Mann zu bringen, ihn um eines Mädchens willen hatte im Stich lassen wollen.

Durch den Lärm war das ganze Haus wach geworden. Die Leute standen auf dem Hofe um den auf dem kalten Boden liegenden Banknotenfälscher herum, der mit fest zusammengebissenen Zähnen in stoischer Ruhe seine Schmerzen ertrug.

Unweit davon schirrte beim Schein der Laterne einer der Kutscher des Fuhrwerksbesitzers den Krankenwagen an, der zufällig vorhanden und von dem Kriminalschutzmann requiriert war. Und der Beamte, der eben jetzt Sukkurs von der nächsten Polizeiwache erhielt, kam nun auch herauf, um sich nach dem zweiten Gefangenen umzusehen.

Der Lispelnde, dessen wahrer Name Armand Hahnert war, saß jetzt, von dem Kriminalagenten halb aufgerichtet, am Boden. Man mußte ihn, da er vollkommen unfähig war, sich fortzubewegen, die Treppe hinabtragen. Wie er aber unten ankam und den Komplizen sah, den zwei Männer eben auf die Matratze des Krankenwagens hoben, da fing der

Kleine an sich zu sträuben und wollte absolut nicht in denselben Wagen hinein. Erst die Versicherung, daß auch die Schutzleute darin Platz finden und ihn schützen würden, beruhigte den Ärmsten, dem die furchtbare Todesangst den Verstand zerrüttet zu haben schien.

Der Kriminalschutzmann und ein Uniformierter stiegen zu den Banknotenfälschern in den Wagen. Robert Seibald sagte, er würde mit dem Automobil, das noch immer drüben in der Straße hielt, sofort nachkommen aufs Präsidium. Ihm war darum zu tun, seiner Emmy Kunde zu geben von seinem Wohlergehen und dem glücklichen Ausgang des gefährlichen Unternehmens.

Sie hatte sein Automobil von fern gehört und war schon auf der Treppe, als er auf der Straße pfiiff. Und bei ihr, die ihn mit Küssen der Liebe und dem tiefen Aufatmen eines befreiten Herzens empfing, erfuhr er auch von dem Streit der beiden Fälscher, zu dem Emmy die unschuldige Veranlassung gewesen war. Dem Mädchen tat es bitter leid, als sie hörte, wie furchtbar die Folgen dieses Streites geworden waren, und sie faltete unwillkürlich die Hände, als sie von ihrem Robert erfuhr, wie er und der Kollege die feige Mordtat des Narbigen noch in der letzten Minute verhütet hatten.

„Einmal, Robert,“ sagte sie, „einmal und nie wieder! Das ist nichts für eine Frau. Man wird ja seines Lebens nicht wieder froh. Denke doch, wenn der arme, kleine Mensch wirklich ermordet worden wäre!“

„Er ist aber ein Mensch, der falsche Banknoten vertrieben hat, und wahrscheinlich zu einem sehr bedeutenden Betrage.“

„Aber er ist und bleibt doch ein Mensch, Robert; ein armer, vielleicht nur verleiteter Mensch, der noch wieder ehrlich und gut werden kann. Übrigens, wo bleibt ihr denn so lange? Ich war schon ganz verzweifelt.“

„Ja, denke dir nur, wir hatten eine Panne. Glücklicherweise kam uns ein anderes Automobil in die Quere, und ich konnte mir doch ohne weiteres denken, daß der Weg nach deiner Wohnung gehen würde. Aber ich muß fort, Herz, ich muß fort!“

„Ja, ja, adieu, du großer Kriminalist!“

Sie lachte, und der Hausflur belauschte noch einen langen, innigen Kuß. Dann huschte die Blonde hinauf, und das Auto mit ihrem Zukünftigen ratterte davon.

Die Untersuchung gegen die beiden Fälscher zog sich ihrer Krankheit wegen lange hin und mußte gegen Armand Hahnert alsdann ganz eingestellt werden, da seine Geisteskrankheit, anstatt sich zu bessern,

immer schlimmere Formen annahm und schließlich in Verfolgungswahnsinn überging. Bei dem andern komplizierte sich das Verfahren durch die Anklage wegen versuchten Mordes. Er wurde schließlich zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Als das geschah, war Robert Seibald längst „etatsmäßig“ angestellt und hatte die, die ihm bei seiner ersten großen Sache so wacker geholfen, zu seinem Weibe gemacht.

* * *

Anmerkungen

- [1] Was ist denn los?
- [2] Verraten.
- [3] Gerede.
- [4] Geheimpolizisten.
- [5] Zuchthaus.
- [6] Kollidieb.
- [7] Taler.
- [8] Stiehlt Kollis.
- [9] Verhauen, auch totschiagen. (sonst eigtl.: verraten, zu Grunde richten. – *Anm. d. Hrsg.*)
- [10] Polizei.
- [11] Hamburger Sprichwort: *Da hat eine Eule gesessen*, d.h. es steckt Unglück darin!